Im Herzen von Deutschland.

Historische Erzählung

von

Bernd von Guseck.

Zweiter Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

[1869]

Elftes Capitel.

Dunkle Zweifel.

Noch immer wartete Lodoiska vergebens auf das verheißene Billet von Riedleben, das ihr sagen sollte, welchen Entschluß er gefaßt. Ihre Ungeduld stieg, als mehrere Tage vergingen, ohne daß er Etwas von sich hören ließ, aber sie beschwichtigte sich durch den Gedanken, der ihr Herz mächtig schlagen ließ, daß er erst nach vollbrachter That Kunde geben werde. Da wurde sie durch eine andere Botschaft bewegt: ihre Großtante, an deren baldiges Ende der Bruder nicht hatte glauben wollen, lag nun wirklich im Sterben. Der General war selbst zu unwohl, um von ihr Abschied für die kurze Spanne Zeit, die ihm noch blieb, zu nehmen, aber Lodoiska ließ sich nicht abhalten, an das Sterbebette der ehrwürdigen Frau, welche ihr immer nur Liebe bewiesen hatte, zu eilen. Wiederum ging sie zu Fuß nach dem Kloster, obgleich

ihr der Großvater wegen der unruhigen Bewegung, die fort und fort während dieſer Tage in den Straßen herrſchte, den Wagen angeboten hatte. Sie nahm auch wieder ihren Weg durch die kleinen Gaſſen, um das Gedränge zu vermeiden, und ſah ſich auf ihrem raſchen Gange nur immer nach dem alten Diener um, ob dieſer ihr auch zu folgen vermöge. Zu ihrer Herzenserleichterung kam ſie nicht zu ſpät, wie ſie befürchtet hatte. Mutter Serena lebte noch und hatte nach ihr gefragt.

Leiſe trat Lodoiska in das Gemach, das ihr die dienende Schweſter öffnete; an dem Bette der Sterbenden knieten zwei Nonnen, der Prieſter, der ihr das letzte Sakrament gereicht hatte, ſtand ihr zu Häupten und betete mit ihr, Lodoiska ſank auf die Kniee, auch ihr Gebet mit dem der Anweſenden zu vereinigen. Als es beendigt war und die Priorin den Segen der Kirche empfangen hatte, hob ſie noch einmal das müde Auge und heftete einen unendlich liebevollen Blick auf Lodoiska, die nun doch gekommen war, ihr den letzten Liebesdienſt zu erweiſen. Eine ſchwache Bewegung der Hand deutete dem weinenden Mädchen den Wunſch an, daß ſie ihr nahen ſollte, ſie erhob ſich und beugte ſich über die Sterbende, aber dieſe hatte die Kraft nicht mehr, auszuſprechen, was ſie ihr vielleicht noch zu ſagen hatte. Es war auch wohl nur ein Wort des Segens: das Irdiſche lag weit hinter

ihr. Wenige Minuten noch, dann war sie sanft ohne Todeskampf aus dem Erdenleben geschieden. Lodoiska betete noch einmal mit den Anwesenden für ihre Seele, während draußen das Sterbeglöcklein geläutet wurde, dann drückte sie der geliebten Todten die Augen zu und verließ das Kloster in wehmüthiger, aber friedlicher Stimmung.

Langsamer als sie hergekommen war, trat sie ihren Rückweg an. Auch diese Gassen waren nicht menschenleer, und Lodoiska wich in eine Straße aus, welche ihr einsam schien. Das Anstarren der Menschen, denen sie begegnete oder die vor den Thüren plaudernd standen, war ihr lästig, besonders da sie einige Bekannte von außerhalb bemerkt hatte. Bei der Ueberfüllung der Stadt hatten viele vornehme Familien, welche jetzt herein gekommen waren, mit kleinen Wohnungen in engen Gassen vorlieb nehmen müssen. In der Straße aber, durch welche Lodoiska jetzt mit beschleunigterem Schritte ging, sollte der Gottesfrieden ihres Herzens, den sie von dem Sterbebette einer Gerechten mit sich genommen hatte, auf grausame Weise gestört werden. Ihr Blick wurde durch hübsche Blumen angezogen, die vor einem Fenster im Erdgeschosse eines netten Häuschens standen, hinter den Blumen bemerkte sie ein bildschönes Frauengesicht, halb abgewendet in einem lächelnden Aufblick zu einem Manne, der neben ihr stand. Wie von einem

Blitzstrahl geblendet, stockte Lodoiska einen Moment in ihrem Gange, dann eilte sie weiter. Auch der alte Friedrich hatte einen Blick in das Fenster geworfen, aber keine Miene seines ehrlichen Gesichts verrieth, ob er dieselbe Entdeckung gemacht wie sein Fräulein. Von dem Paar hinter den bunten Astern, das zu sehr mit sich selbst beschäftigt sein mochte, waren die Vorübergehenden gar nicht bemerkt worden.

Auf dem Flur des Stockwerks, welches der General von Wallhausen schon seit einer Reihe von Jahren gemiethet hatte, trat dem Fräulein von Goldenau die Zofe ihrer Tante mit einer Frage der Theilnahme entgegen, welche bei ihrem langjährigen Dienst wohl natürlich schien. Lodoiska hatte von jeher kein rechtes Vertrauen zu ihr, heut aber that ihr der Antheil, den sie zeigte, wohl, und sie beantwortete ihre Fragen nach dem frommen Abscheiden der Großtante ausführlicher, als sie sich sonst mit ihr einzulassen pflegte.

„Die gnädige Frau hat Besuch," sagte Christel dann.

„Besuch?" entgegnete Lodoiska unangenehm berührt. „Gerade heut, in diesen Stunden Besuch? Wer ist denn bei ihr?"

„Der Herr Marquis von Odry mit dem Herrn Major von Rochefort," antwortete die Dienerin, indem sie ihre großen grauen Augen starr auf das

Fräulein richtete, um den Eindruck ihrer Meldung zu beobachten. Zufrieden mit ihrer Wahrnehmung fuhr ſie fort: „Die Herren wollten ſich erſt bei Seiner Excellenz melden laſſen, weil aber Dieſelben krank waren, mußte ich ſie bei der gnädigen Frau anſagen, die konnte ſie doch nicht fortſchicken. Sie finden die Herren noch drinnen.“

„Ich werde ſie nicht ſehen,“ antwortete Lodoiska. „Iſt Jemand von den Leuten bei meinem Großpapa?“

„Der Anton ſitzt im Entree.“ Lodoiska verließ die Alte, um ihrem Großvater die Nachricht zu bringen, auf die er gefaßt ſein mußte, ſie wurde aber noch aufgehalten.

„Gnädiges Fräulein, ich habe noch Etwas an Sie abzugeben,“ ſagte Chriſtel, und wiederum, wie damals nach dem Concertabend, brachte ihre lange dürre Hand ein Billet, das ſie unter der Schürze gehalten hatte, zum Vorſchein. „Es iſt von dem Herrn Bräutigam,“ ſetzte ſie hinzu, als ſie bemerkte, daß das Fräulein unwillig die Stirn runzelte.

Lodoiska nahm, von einem natürlichen Impuls getrieben, das Billet in Empfang, aber im nächſten Moment zerdrückte ſie es in ihrer kleinen Hand. „Wer hat es gebracht?“ fragte ſie flüchtig.

„Ja, das werden Sie nicht rathen,“ erwiderte Chriſtel. „Der alte Ueberall und Nirgends, der

Hille. Er hat auch nach Erfurt gemacht, um ſich den Spaß anzuſehen — wie er aber zu dem Herrn von Riedleben gekommen iſt, hat er mir nicht geſagt. Ich ſollte es Ihnen allein geben, hat er mir auf die Seele gebunden, ich habe auch meiner gnädigen Frau kein Sterbenswörtchen davon geſagt."

Eben öffnete ſich die Thüre der Frau von Breitung, von welcher das Fräulein mit der Dienerin wenige Schritte entfernt ſtand, und heraus traten Odry und Rochefort. Der Marquis, als er Lodoiska bemerkte, redete ſie gleich mit gewohnter Artigkeit an, fragte nach der hochwürdigen Frau, von deren gefährlicher Erkrankung er gehört, und ſprach auf Lodoiska's Antwort ſeine Condolenz aus — leere Formen, welche das Mädchen in dieſem Augenblicke eher verletzten. Um ſo beſſer gefiel ihr Rochefort's taktvolles Benehmen, der ſie nur ſtumm und achtungsvoll gegrüßt hatte und ihr, als er mit ſeinem Vetter ſich empfahl, kaum zwei Worte ſagte, deren Ton ihr aber wohlthuend war. Feſter drückte ſie das Billet zuſammen, das ſie noch in der Hand hielt, und ſteckte es zu ſich, um es erſt ſpäter zu leſen. Ihre Pflicht rief ſie zu ihrem Großvater. Er nahm die Nachricht, die ſie ihm vom Sterbebette brachte, ſehr ruhig auf. „Auguſte war viel älter als ich," ſagte er. „Sie hat ein hohes Alter erreicht. In unſerer Familie iſt das nichts Ungewöhnliches, mein Vater iſt ein

Achtziger geworden, mein Großvater, ſo viel ich weiß, noch älter. Er hat noch unter dem Prinzen Eugen gegen die Türken gedient.“ Unverkennbar tröſtete ſich der alte Herr bei der heutigen Mahnung an den Tod, die er ſich ſonſt möglichſt fern hielt, mit dem Gedanken, daß ihm nach den Traditionen ſeiner Familie noch eine gute Reihe von Jahren beſchieden ſei, und das Leben bot ihm doch ſo wenig mehr!

Die Tante war ſchon durch ihre Dienerin unterrichtet, daß Lodoiska gerade noch zu den letzten Augenblicken der Sterbenden gekommen war. Sie rief die Nichte, als dieſe den Großvater verlaſſen hatte, in ihr Zimmer und ließ ſich noch Einiges erzählen, wobei ſie die Gelegenheit wahrnahm, der Nichtkatholikin die Segnungen ihrer Kirche darzuſtellen. Nur leichthin fragte ſie, ob Mutter Serena ihr gar nichts mehr geſagt, und beſprach dann ausführlich, in welcher Weiſe nun das ganze Haus vom Herrn bis zum letzten Dienſtboten würdige Trauer anzulegen habe. Endlich kam ſie auf den Beſuch, den ſie heut für den kranken Großvater habe annehmen müſſen, und fragte Lodoiska, ob ſie bemerkt habe, daß der Marquis nicht mehr ganz à la mode de l'ancien régime gekleidet geweſen ſei. Lodoiska hatte dafür keine Augen gehabt.

„Das iſt der gute Einfluß ſeines vortrefflichen Couſins,“ ſagte die Breitung. „Das iſt ein Ca-

valier, Lolo! Man muß ihn näher kennen lernen: brillant von Außen, chevaleresque und gediegen wie Gold im Innern! Heut war nun freilich für ihn noch ein beſonderer Anlaß, dem vieux garçon ſeine barocke Toilette abzucomplimentiren, wenigſtens einigermaßen zu moderiren, damit ſie nicht auffällt. Herr von Rochefort hat ihm ein Entreebillet zum Theater verſchafft, wo er nun die Kaiſer und Könige und alle Fürſten und Prinzeſſinnen ſehen wird! Beneidenswerth! Uns iſt dies Glück jetzt verſagt, auch wenn Herr von Rochefort uns ebenfalls einmal dazu verhelfen wollte, wie er ſich äußerſt galant erbot — wir haben ja Trauer!"

„Glaubſt Du wirklich, daß Odry ſich wird bewegen laſſen, ſeinen Grundſätzen abtrünnig zu werden?"

„Grundſätze! Was ſind Grundſätze, mon ange!" erwiderte die Tante. „Aus Grundſatz mit dem Kopf gegen die Wand rennen, auch wenn man vorher weiß, daß man ſich die Stirn zerſtößt? O möchteſt Du doch auch einen ſo guten Einfluß auf Deinen Julius gewinnen oder — wenn er ſich durchaus entêtirt, Deinen Entſchluß faſſen, ehe es zu ſpät iſt."

Eine brennende Röthe bedeckte Lodoiska's Wangen, und ihre Stimme bebte, als ſie ſprach: „Um ihn abtrünnig der heiligen Sache zu machen, müßte ich ihr doch ſelbſt abtrünnig ſein!" Sie wartete die Entgegnung der tief ſeufzenden Tante nicht ab, ſie

mußte endlich wiſſen, was Riedleben ihr ſchrieb: vielleicht gab ihr ſein Brief Aufſchluß über die Situation, in welcher ſie ihn heut geſehen hatte. Wer die ſchöne Frau geweſen, deren Augenaufſchlag zu ihm ſie nimmer vergeſſen konnte, darüber war ſie nicht zweifelhaft. Wie das Alles aber zuſammenhing . . .?

Lodoiska zog das Billet hervor, das ſie in der erſten Aufwallung ihres Gefühls nach dem, was ſie kurz vorher geſchaut, in der Hand zerdrückt hatte. Sie wollte es aber nun leſen. Das Siegel war zerbrochen, der Brief offen — ſie ſelbſt hatte doch wohl die Schuld? An eine Unterſuchung dachte ſie nicht, ſchwerlich hätte ſie bemerkt, was eine feine geübte Hand leiſten kann, das Siegel hatte dieſe aber nicht erbrochen, das wäre zu ungeſchickt geweſen. — Riedleben's Brief war ſehr lang, zu lang für ein gutes Bewußtſein, das nicht vieler Worte bedarf, um Anklagen zu begegnen, die noch gar nicht erhoben worden ſind. Das war der Eindruck, den Lodoiska beim raſchen Leſen gewann. Ihren Plan, den ſie doch nicht in feſte Form gebracht, ſondern ihm nur als Idee oder Anregung gegeben hatte, hielt er nur für ein Capriccio, eine Ironie auf ſein Verhalten, er fand es nicht der Mühe werth, ihn ernſthaft zu beſprechen, er nannte ihn ein Vergrößerungsbild des Prinzenraubes durch Kunz von Kauffungen! Und ſie konnte ſich noch heute nicht ganz davon losſagen: wie phantaſtiſch, märchen-

haft die Idee auch ſein mochte, viel Wunderbares, Unmöglichſcheinendes war ſchon in der Welt ausgeführt worden! Die ganze Laufbahn des Mannes, dem ihr Plan galt, war ſchon ein Wunder, deſſen Verkündigung vor zwölf Jahren für Wahnwitz gehalten worden wäre! Und Julius ſchrieb ſpottend über ihren Gedanken, den ſie noch heut nicht für ganz abſolut unausführbar halten mochte.

„Eine Handvoll entſchloſſener Männer! Ich male mir das aus. Zur Mitternacht, wie Sendboten der heiligen Vehme, durch geheime unterirdiſche Gänge, die kein Fremder kennt und keine Schildwache beſetzt hat, hinauf, hinein, Tuch über ſein Haupt, jeder Schrei erſtickt, aus dem warmen Bette, auf demſelben Wege wieder zurück, ein verſchloſſener Wagen am rechten Ort — aus den Feſtungswerken, gleichviel wie! Hinaus, über die Fläche, zum Gebirge! Dort, im feſten Gewahrſam, machen wir unſere Bedingungen und Frieden! — Du haſt mir einen Moquirſpiegel vorgehalten, mein Bräutchen, thuſt mir aber Unrecht. Daß ich hier bin, mag es Dir beweiſen. Freilich habe ich mich überzeugt, daß bei der Stimmung des Volkes in dieſen Gegenden für den Augenblick nichts zu hoffen, aber ich habe Verbindungen angeknüpft, die ſonſt vielleicht nie zu Stande gekommen wären — harre nur noch aus, das nächſte Jahr wird das Jahr der Entſcheidung.“

Er ließ ſich dann weitläufig über ſeinen langen Aufenthalt in Berlin aus und erzählte, wie er Frau von Heidefeld dort wieder getroffen und es ihn Mühe gekoſtet habe, bei ihr ſein Verſchwinden aus Weimar zu erklären und zu entſchuldigen, wie ſie bald nachher nach Kaſſel zurückgereiſt ſei mit dem Verſprechen, alle Maßregeln gegen ihn, ſoweit es ihr möglich ſei, zu hintertreiben, wie ſie ihn von Kaſſel aus gewarnt, ſich vor dem Umgange mit fremden Perſonen und freien Aeußerungen zu hüten, da ſein Aufenthalt verrathen ſei und man nur deshalb kein Auslieferungsgeſuch an die preußiſche Regierung ſtelle, weil man hoffe, daß er noch ganz andere Leute compromittiren werde, darum habe man ihn mit geheimen Spionen umgeben, welche ſogar in Berlin käuflich ſeien. Daran knüpfte Riedleben das Geſtändniß, daß er der Dame Unrecht gethan und ſie auf den Schein hin falſch beurtheilt habe, ſie ſei ein harmloſes, fröhliches Weſen vom beſten Herzen, das leider an einem alten, charakterloſen Gemahl keinen Halt gefunden, in Wahrheit aber dieſelbe Achtung noch unvermindert verdiene, welche ihm früher zu Theil geworden. Er ſelbſt ſei Frau von Heidefeld nur zu Dank verpflichtet. — Lodoiska ſuchte eine Antwort auf die Frage, was dieſe bewogen habe, ſich Riedleben's ſo warm anzunehmen! Daß ſie im Laufe des Sommers wieder in Berlin geweſen,

berührte er nur mit einigen Worten, ihre jetzige Anweſenheit in Erfurt erwähnte er aber gar nicht! Zum Schluß bezog er ſich noch auf einen Brief, den er Lodoiska von Berlin aus geſchrieben haben wollte: ſie hatte aber keinen erhalten. Als ſie bis zu Ende geleſen hatte, faltete ſie das Blatt ſtill zuſammen und blickte zur Erde nieder. Vor ihrem inneren Auge ſchwebte wieder das Bild hinter den Aſtern, von denen in jedem Blumentopf eine Gruppe von Blau, Weiß und Roth, abſichtlich die franzöſiſche Tricolore, zuſammengeſtellt war. Wenn ſie in dieſem Moment ein anderes Bild hätte ſehen können: wie Frau von Heidefeld in prächtigſter Toilette, die ihre ſchönen Formen nach der herrſchenden Mode nur wenig verhüllte, im Begriff, zum Theater zu fahren, vor dem Spiegel ſtand und ſich raſch umkehrte, als ſie ihren Schützling in das Zimmer kommen ſah, wie ſie ihm zum Abſchiede ihre kleine Hand reichte und er dieſe an ſeine Lippen führte! Sie mußte aber eilen, denn ſie ſollte im Gefolge der Königin von Weſtfalen im Theater erſcheinen.

Es war ein wunderbarer Anblick, den die Kunſthalle zu Erfurt in jenen Tagen bot. Die Erinnerung daran, wenn ſie auch von den noch lebenden Zeitgenoſſen Niemand als Augenzeuge bewahrt haben mag, hat ſich doch noch lebendig erhalten. Auf dem Raume des Orcheſters war eine Eſtrade errichtet, in

deren Mitte zwei prachtvolle Lehnſeſſel für die beiden Kaiſer ſtanden, rechts und links davon Polſterſtühle für die vier Könige und die übrigen Rheinbundsfürſten, die große Loge war von den Prinzeſſinnen eingenommen, die übrigen Plätze des Theaters hatten die anderen vornehmen Perſonen des Congreſſes inne. Nur wenigen Glücklichen, welche nicht dazu gehörten, gelang es zuweilen durch Protection, ſich in den ſtrahlenden Kreis an beſcheidener Stelle einzudrängen.

An dem Abende, wo dem Marquis von Odry dies Glück beſchieden war, wurde „Oedipus" von Voltaire gegeben. Es war am 3. October. Die Kaiſer ließen, wie gewöhnlich, eine halbe Stunde nach der feſtgeſetzten Stunde des Anfangs auf ſich warten, vor ihrer Ankunft durfte die Ouverture nicht beginnen. Als ſie erſchienen, erhob ſich das „Parterre der Könige" und mit ihm die ganze Verſammlung. Die Kaiſer nahmen Platz, und das Stück begann. Es ſollte aber nicht allein auf der Bühne ſpielen. In der erſten Scene ſagt Philoktet:

„Die Freundſchaft eines großen Mannes iſt
Der Götter Wohlthat —"

Bei dieſen Worten erhob ſich der Kaiſer Alexander von ſeinem Seſſel und reichte Napoleon, um das Dichterwort zu bekräftigen, mit der ihm eigenen Anmuth die Hand. Von allen Seiten des Saales brach ein unermeßlicher Beifallsſturm mit Hände-

klatſchen und Bravorufen aus. Wer da in eine wenig entfernte Zukunft hätte blicken können! Nur vier Jahre ſpäter zog Napoleon als Feind und Sieger in den Kreml, die alte Zarenburg zu Moskau, ein, verbrannten die Ruſſen im heroiſchen Entſchluß ihre Hauptſtadt, um ſie den Franzoſen nicht zu laſſen, und verwarf Alexander alle Friedensanträge, um den Vernichtungskampf, „das Schwert in der Fauſt, das Kreuz im Herzen", wie ſein Manifeſt an das ruſſiſche Volk lautete, zu Ende zu führen!

Das Stück war mit der grauſen Anklage der Jokaſte, daß nur die Götter ſie zum Verbrechen gezwungen, beendigt, die Monarchen trennten ſich, die Verſammlung verließ das Theater in gehobener Stimmung, welche nicht das Trauerſpiel, wie vortrefflich es von Talma und den übrigen Koryphäen des Theatre français gegeben worden war, ſondern die Kundgebung Alexander's erzeugt hatte. Eine unvergeßliche Scene, ein ewiges Pfand für die Zukunft! Die Wagen rollten in allen Richtungen durch die Straßen der Stadt, noch eine Zeitlang waren die Fenſter in den Fürſtenwohnungen und vielen Häuſern erleuchtet, dann erloſchen ſie nach und nach, und nächtliches Dunkel, tiefe Stille herrſchte überall.

Napoleon hatte ſich zur Ruhe begeben. Im Vorgemach, das den einzigen Eingang zu ſeinem Schlafzimmer bildete, ſchliefen, wie immer, Con-

ſtant, ſein erſter Kammerdiener, und Ruſtan, der Leibmameluk des Kaiſers, den er einſt als General Bonaparte mit aus Aegypten gebracht hatte. Es mochte etwa zwei Stunden nach Mitternacht ſein, als Conſtant plötzlich durch ein ſeltſames Getön erweckt wurde. Was es geweſen, war ihm nicht zum Bewußtſein gekommen. Er richtete ſich auf und forſchte mit der größten Anſtrengung. Alles blieb ſtill. Nachdem er eine lange Weile gelauſcht und nicht das Mindeſte vernommen, glaubte er, daß nur ein Traum ihn getäuſcht, und wollte ſich eben wieder zum Schlummer legen, als er dumpfe, klagende Töne hörte, wie aus der Kehle eines Erſtickenden. Sie verſtummten wieder, doch zweimal raſch hintereinander ließen ſie ſich von Neuem vernehmen, angſthafter, ſchrecklicher als zuvor. Dem Kammerdiener ſträubte ſich das Haar, wie in Schweiß gebadet, ſprang er aus dem Bette: man ermordet den Kaiſer! war ſein erſter Gedanke. „Ruſtan!“ Der Mameluk ſchrak auf, griff nach dem Yatagan, der an ſeinem Lager hing. Schon hatte der Kammerdiener die Thüre zum Schlafzimmer des Kaiſers geöffnet, in welchem eine Nachtlampe brannte. Im Gemach war Niemand zu ſehen. Conſtant eilte zum Bette ſeines Herrn: da lag der Kaiſer in furchtbarer Verkrampfung, den Mund weit geöffnet, die eine Hand geballt auf die Bruſt gepreßt, ein dumpfes Röcheln wie im Todeskampfe erfüllte die

treuen Diener mit Grauen. Er rief den Kaiſer zweimal vergebens! Da faßte er ihn an die Schulter, und Napoleon ſtieß einen lauten Schrei aus. Doch richtete er ſich ſchnell auf: „Was iſt?“ rief er.

Der Kammerdiener berichtete, was ihn veranlaßt hatte, ihn zu wecken.

„Das war recht, Conſtant!“ ſagte der Kaiſer, tief Athem holend. „Welch' ein entſetzlicher Traum! Ein Bär zerriß mir die Bruſt und fraß mir am Herzen!“

War dieſer unheimliche Nachtmahr, welcher ihn faſt unmittelbar nach jener Scene im Theater überfiel, ein prophetiſches Traumbild, entſproſſen dem Gedanken, mit welchem Napoleon's von Gefühlsnebeln freie Seele die überſchwengliche Anerkennung ſeiner Größe aufgenommen hatte? Wollte es ihm ſagen, daß die Hand, welche heut die ſeinige in Freundſchaftsextaſe gedrückt, ihm morgen in grimmiger Feindſchaft das Herz aus der Bruſt reißen könne? Der Diener, welcher den nächtlichen Zufall, wie andere kleine Dinge aus dem Privatleben ſeines Gebieters, aufgezeichnet hat, iſt wenigſtens auf einen ſolchen pſychiſchen Zuſammenhang gekommen; auch Napoleon hat oft wieder davon geſprochen. Er war von dem Glauben an Vorzeichen nicht frei.

Der helle Morgen verſcheucht alle Geſpenſter der Nacht: auch in anderen Häuſern, deren Bewohner

nicht in jene hohen Kreiſe ſich miſchten, ließ die Sonne, welche klar in die Fenſter blickte, manches Auge, das bei nächtlicher Weile keine Ruhe gefunden, wieder muthig in die Zukunft ſchauen. Lodoiska hatte Riedleben's Brief nur einmal durchgeleſen und dann verſchloſſen. Sie dachte ruhiger an ihn, der Stolz, ein Grundzug ihres Charakters, kam ihr dabei zu Hülfe; ſollte ſie ſich wie eine verlaſſene Ariadne härmen, wenn Julius ihrer unwürdig war? Und that ſie ihm Unrecht, an ihm zu zweifeln, warum ſollte ſie nicht gefaßt erwarten können, bis er gerechtfertigt vor ihren Augen ſtand?

Zu einer Antwort auf ſeinen Brief entſchloß ſie ſich aber nicht, ſie hatte ihm nichts darauf zu ſchreiben. Chriſtel kam bald genug wieder heimlich zu ihr und ſagte, daß Hille da ſei, der ihre Antwort auf das letzte Billet, das er ihr neulich gebracht, abholen ſolle. Sie erhielt aber den Beſcheid, daß der Brief keiner Antwort bedürfe.

„Ei, das iſt ja fatal!" ſagte Hille verdrießlich, als ihm die Alte dieſen Beſcheid brachte. „Da werde ich ſehre ſchief angeſehen werden. Sie hat doch nichts gemerkt etwa?"

„I warum nicht gar?" erwiderte Chriſtel. „Was krieg' ich aber für das, was ich doch in der Hand habe?"

„Einen Schmatz!" ſagte der Büchermann frech.

„Für den dank' ich, Männichen! Sehen Sie 'mal hier!" Sie zeigte ihm eine Handvoll kleiner zerriſſener Papierſtückchen.

„Papierſchnipſel?" rief er. „Bin ich ein Papiermüller? Sie haben mich wohl zum Narren, Chriſtelchen?"

„Ich hab's endlich wieder gefunden," erwiderte ſie. „Ich wußte wohl, daß ich es beim Aufräumen aufgeleſen und kein Schnipſel fortgeworfen hatte, aber wo ich es hingethan, darauf konnte ich mich nicht beſinnen. Nehmen Sie's mit, vielleicht kann's doch wieder richtig gelegt werden, daß es zu leſen iſt, ich bringe das nicht zu Stande. Nun aber aufgeſchaut! Der fettſte Biſſen kommt zuletzt! Leſen Sie hier! Ich habe noch einen anderen, einen ganzen Brief. „Mon général . . . ." Was ſagen Sie nun? Iſt das ein Paar Francs werth?"

Hille griff gierig nach dem Papier, das ſie ihm ohne Umſtände überließ, er las haſtig die franzöſiſchen Zeilen — „wie ſind Sie endlich dazu gekommen?" rief er.

„Das iſt meine Sache! Sie haben's alſo wirklich nicht geſchrieben, wie Meine ſteif und feſt glaubt?"

Er lachte kurz auf und ſteckte das Billet ein. — „Chriſtelchen, Sie ſind ein Goldmädel!" ſagte er. „Schade, daß wir uns nicht geheirathet haben, wir Beide hätten Etwas vor uns gebracht."

Die alte Jungfer nahm dies Nivellement nicht wohlgefällig auf, ſie ſchnitt ein hochmüthiges Geſicht, und Hille machte ſich aus dem Staube, um ſeine Beute zu verwerthen.

Im Hauſe war es ſehr ſtill, der General hielt zwar beharrlich ſeine Hoffnungen auf ein langes Leben feſt, aber er konnte ſich ſchon ſeit der Unannehmlichkeit, die er in Rudenthal erlebt hatte, nicht recht erholen, und jetzt ſchien er auffallend ſchwächer zu werden. „Die Kaiſerparade liegt mir in den Gliedern," ſagte er mehrmals. „Ich hätte mich nicht ſollen hinausſchleppen laſſen." Frau von Breitung fragte den Arzt auf ſein Gewiſſen, was er von dem Zuſtande ihres Onkels halte, und der Doctor leugnete nicht, daß er eine raſche Abnahme der Kräfte bemerke und man daher auf den Fall, der nach den hohen Jahren des alten Herrn naturgemäß ſei, gefaßt ſein müſſe: ob er in kürzerer oder längerer Zeit eintreten werde, könne freilich keine menſchliche Wiſſenſchaft vorherſagen. Die Tante verhehlte dieſen Ausſpruch ihrer Nichte durchaus nicht, und dieſe war darüber ſehr betrübt, wiewohl ſie ſich daſſelbe auch ſchon geſagt hatte.

„Und ſo viel ich weiß, hat er gar kein Teſtament gemacht!" klagte die Breitung. „Ich möchte ihn auch nicht daran erinnern, er würde mich ſehr hart behandeln. Du könnteſt es wohl thun, denn Dich

liebt er zärtlich, und Du bist die Einzige, die sich bei ihm Etwas herausnehmen kann. Bei Dir würde es auch ganz ohne eigennützige Absichten erscheinen, denn Du als sein Enkelkind bist ja doch ohne Testament seine Universalerbin, und wenn Du ihn erinnerst, Anderen, die es treu mit ihm gemeint haben, Etwas zu vermachen — z. B. der Dienerschaft, dem alten Friedrich ..., so könnte er Dich nur loben."

Lodoiska war nicht in der Stimmung, auf diese Erörterungen einzugehen, sie bat die Tante, sie nicht damit zu quälen, da sie dem Großvater nichts sagen könne — möge es kommen, wie Gott wolle, so werde ja Niemand vergessen oder mit Undank belohnt werden.

Die Tante schwieg eine Weile, dann fing sie an von der traurigen Lage zu sprechen, in welcher weibliche Wesen ohne männlichen Schutz in der Welt allein ständen. „Ich glaube schon, daß Du Dich nicht von mir trennen würdest," sagte sie. „Wen solltest Du Dir auch als dame d'honneur nehmen! Aber anders wäre es doch, wenn Du verheirathet wärst, bijou, an einen recht noblen Cavalier, der seine Stellung mit schönen Aussichten hätte — nicht an einen Mann, der wie ein schwankendes Rohr am Wasser steht und nicht einmal im Punkte der Treue zuverlässig ist. Ja, Lolo, ich kann nicht länger schweigen, ich würde eine Sünde begehen. Gieb ihn auf, er ist

ganz in der Gewalt der frivolen Dame — Du weißt ſchon, Amélie Ilthing, welche Goethe den ſchönen Iltis genannt hat!"

Lodoiska erbleichte, daß kein Blutstropfen mehr in ihren Wangen zu ſein ſchien, aber ihre Augen blitzten in höherem Feuer und ihre Haltung war ſtolz und feſt. — „Verſchone mich mit allen Unwürdigkeiten, die ich weder hören noch ertragen will!" verſetzte ſie mit einem Tone, der an die harte Stimme ihres Großvaters erinnerte.

„Gut, Lolo, ich ſchweige ſchon, aber ich kann Dir beſchwören, daß ich es aus ſicherer Quelle weiß. Er lebt mit ihr in einem Hauſe. Du ſollteſt auf mich hören — wie anders die edle und uneigennützige Neigung, von der Du nichts hören, mich nicht einmal verſtehen willſt! Wenn ich nicht ein heiliges Verſprechen gegeben hätte, ſo könnte ich Dir einen Beweis dieſer faſt überirdiſchen Neigung, die an die Zeit der Troubadours erinnert, liefern — oder vielmehr, Du haſt ihn ſchon in Händen. Er weiß, daß Deine Hand ſchon verſagt iſt, und dennoch, um Dir Gram und Kummer zu ſparen, um Deinen Bräutigam, deſſen Untergang ihm doch vielleicht Hoffnungen eröffnet hätte, zu retten — ich ſage aber ſchon zu viel, faſt hätte ich im Eifer für Dein Glück mein Verſprechen gebrochen und Alles ausgeplaudert. Ach, Lolo, wenn Du wüßteſt ... Das Billet, das Du zerriſſen haſt,

ohne es zu lesen, war nur der erste Beweis seiner reinen Liebe, die nur Dein Glück, keinen Egoismus kennt. . . ." Die Tante weinte und konnte nicht weiter sprechen.

Lodoiska, welche sich erst unwillig abgewendet hatte, war aufmerksam geworden, sie hörte die fliegenden Worte der Tante mit steigender Bewegung und küßte ihr jetzt die Hand. „Wenn Du mich lieb hast," sagte sie heftig, „so raube mir nicht den Rest meines Friedens!" Mit dieser Bitte verließ sie die Tante, welche noch so viel auf dem Herzen hatte, das sie ihr sagen wollte. In ihrem Zimmer schloß Lodoiska ihr Fach auf: Riedleben's Brief, der ihr zuerst in das Auge fiel, schob sie beiseit, sie suchte nach einem anderen, viel kürzeren, der nicht an sie gerichtet, aber in ihre Verwahrung gegeben war. Sie konnte ihn nicht finden — mehrmals suchte sie Alles durch, was in dem Fache enthalten war, sie wußte ganz genau, daß sie das Billet in dasselbe verschlossen hatte, doch suchte sie, als es sich gar nicht fand, mit vermehrter Hast auch an anderen Orten — vergebens! Es war verschwunden.

Zwölftes Capitel.

Die Verhaftung.

In dem kleinen Hauſe, deſſen Erdgeſchoß die Wirthsleute an die vornehme Herrſchaft aus Kaſſel vermiethet hatten, bewohnte der ſtattliche Herr, der als Bruder der jungen ſchönen Frau bald nach dem Ehepaar angekommen war, ein Hinterſtübchen im oberen Stock. Es war der Wirthin, die mit verzeihlicher Neugier das Thun und Laſſen ihrer Gäſte beobachtete, bald aufgefallen, daß er, trotz Allem, was die ganze Bevölkerung von Erfurt und die Menge der anweſenden Fremden fortwährend auf die Straßen lockte, das Haus nur ſelten verließ; krank war der blühende Mann nicht, er mußte alſo andere Urſachen haben. Auch hatte ſich die Wirthin über ſein Verhältniß in der Familie ſchon in den erſten Tagen ihre eigenen Gedanken gemacht, die ſie auf den ihr zu Gebote ſtehenden Wegen ſchnell genug zur Gewißheit

erhoben hatte. Der Herr von Ilthing, wie er ihr von der Kammerjungfer der Frau von Heideſeld genannt worden war, konnte ein Vetter der jungen Frau ſein, ihr Bruder war er aber nicht! Die Wirthin theilte ihre Beobachtungen vom Schlüſſelloch ihrem Manne mit und ſprach etwas von Schande für ihr ehrbares Haus, der fuhr ſie aber an, ob ſie etwas Unehrbares gehört oder geſehen habe, und als ſie das der Wahrheit gemäß verneinen mußte, ſchalt er ſie aus. „Du ſagſt, ſie nennen ſich vor den Leuten Du wie Bruder und Schweſter, und wenn Beide allein miteinander ſind, nennen ſie ſich Sie — machen es Liebesleute nicht umgekehrt? Streich' Dein Geld ein und kümmere Dich nicht weiter d'rum. Dein Bücherkerl wird Dich mit Liebesgeſchichten noch ganz verrückt machen." Sie nahm den Mann, der ihr ſchöne Geſchichten zu leſen brachte und jetzt auch in Erfurt war, gegen den groben Eheherrn in Schutz und beſchloß, dieſem ihre noch zu verhoffenden Bemerkungen über das zärtliche Paar, das ſich für Geſchwiſter ausgab, gar nicht mehr mitzutheilen, ſondern nur mit dem guten Hille zu beſprechen, der ſich zuweilen in der Dämmerung in ihrem Hintergebäude, wohin ſie gezogen waren, ſehen ließ. Der alte vornehme Narr, der wie ſchwachſinnig ſeiner ausgelaſſenen Frau allen Willen that und den halben Tag ſchlief, war der ehrbaren Erfurterin verächtlich, ihm

geſchah eigentlich ſchon Recht. Wenn die Gute einen Blick in das Treiben einer Welt, die ſie nicht kannte, hätte thun können, ſo würden ihr die Haare zu Berge geſtiegen ſein. Was in ihrem Hauſe ſpielte, war vergleichsweiſe noch ſehr unſchuldig. Bis jetzt!

„Geſtehen Sie mir, Sie ſind nur noch eigenſinnig!“ ſagte Frau von Heidefeld, als ſie wiederum eines Abends von ihrem ſchlafſüchtigen Gemahl verlaſſen war und Riedleben ihr Geſellſchaft leiſtete. „Sie ſind ſchon in Berlin von Ihren Romanideen zurückgekommen — und halten nur noch par honneur die Maske feſt, weil ſie ein wenig gefährlich iſt.“

„Ich habe Ihnen ſchon oft verſichert —“

„Was Sie mir alſo nicht zu wiederholen brauchen. Wir ſind hier ganz unter uns: ſehen Sie mir einmal recht in das Auge und bekennen Sie, ob Sie nicht ein Spiel mit mir getrieben haben . . .“

Er blickte ſie ehrlich an, als ſein Auge aber der tiefen Gluth des ihrigen begegnete und ſie es plötzlich erröthend ſenkte und eine nicht zu beherrſchende Verwirrung ſich ihrer zu bemächtigen ſchien, wurde auch er verlegen und vermochte kein Wort auf ihre Beſchuldigung zu erwidern.

„Wir müſſen uns trennen, Julius!“ ſagte ſie darauf leiſe, ohne aufzublicken, und ihr Buſen wogte in heftiger Bewegung. „Du ſchweigſt, und ich bedarf auch Deiner Antwort gar nicht!“ Wie er-

ſchreckend ſah ſie jetzt auf. „Verzeihen Sie, Herr von Riedleben!“ rief ſie, und ein bezauberndes Lächeln umſpielte wieder muthwillig ihre Lippen. „Ich verwechſelte einen Moment unſere ganze Situation! Vor der Welt mein Bruder Julius, im Beiſein meines ehrwürdigen Geſponſen nur Riedleben, unter vier Augen Herr von Riedleben — ſo ſind alle Gefahren vermieden.“

„Sie ſind ſo gütig gegen mich geweſen, Ihnen verdanke ich ſo viel, daß es mich glücklich machen würde, wenn Sie, wo keine Zeugen uns hören, die kalte ceremonielle Form vergäßen!“

„Ich darf mich nicht vergeſſen, Julius!“ erwiderte ſie mit einem weichen Tone, während das Lächeln von ihrem Antlitz wieder verſchwand. „Mein ödes Schickſal vergeſſe ich wohl auf Momente, aber wenn Sie zuweilen, wo ich von Glanz und Pracht umgeben, im Kreiſe einer Vergnügen und Luſt athmenden Geſellſchaft am heiterſten ſcheine, in mein Herz ſehen könnten, Sie würden mich bedauern. Geſtehen Sie nur, Sie haben mich auch verkannt, Julius.“

„Niemals!“ rief er. „Ich kenne Sie ja nicht erſt von dieſer Zeit — niemals habe ich an Ihnen gezweifelt!“

Sie reichte ihm ihre Hand. „Wie dankbar bin ich Ihnen für dies Wort!“ ſagte ſie mit feuchtſchimmernden Augen und drückte ſeine Hand, in der die

ihrige lag, an ihre hochwallende Bruſt. Aber gleich bezwang ſie wieder ihr Gefühl und ſagte: „Bleiben wir hübſch verſtändig! Ich verlangte ein Bekenntniß von Ihnen, das Sie mir nicht geben können. Auch vor meinen Augen müſſen Sie der Ritter des Tugendbundes bleiben, wie ſollten Sie der Tugend abtrünnig werden? Ich wenigſtens mag keine Schuld daran haben! Nicht wahr, das klingt wieder wie ein Echo von Wilhelmshöhe unter dem neuen régime?“ Sie lachte ein wenig und fuhr dann ernſter fort: „Sie haben Ihre Pläne vertagt und ſind nur unter meiner Protection nach Erfurt gekommen, um einem unerwarteten Glücksfalle, einem Impromptü des Schickſals, das Ihnen etwa doch Gelegenheit zu einer großen That böte, nicht die Pforte zu ſchließen. Kommen Sie morgen als ungeladener Gaſt zur Jagd nach Ettersburg —“

„Eine That, eine vereinzelte That kann uns nicht retten,“ erwiderte er. „Die einzige, welche das könnte,“ ſetzte er mit erhöhter Stimme hinzu, „erfüllt mich ſchon bei dem Gedanken mit Abſcheu.“

„Ich verſtehe Sie!“ ſagte Frau von Heidefeld.

„Glauben Sie mir alſo, daß ich hierher gekommen bin, um meine Hoffnungen auf künftige Zeiten zu beleben und dieſe Zeiten vorzubereiten, ſo viel an mir iſt, im Geiſte!“

„Und nebenbei Ihr holdes Bräutchen wieder zu

ſehen! Werden Sie doch nicht verlegen! Sie werden doch Ihre kleine Preußin nicht verleugnen? Oder gar — für ein harmloſes Intermezzo grauſam ſtrafen?"

„Wie ſo?" fragte er, von dieſer ihm unverſtändlichen Frage und noch mehr von ihrem ſchalkhaften Lächeln befremdet.

„Wenn Sie es nicht wiſſen, ſo werde ich nicht die gehäſſige Rolle einer Denunciantin übernehmen!" erwiderte ſie. — „Sein Sie nicht ſchwerfällig! Es war nur Scherz von mir." Ihre Verſicherung klang aber ſo wenig überzeugend, daß er in ſie drang, ihm zu ſagen, was ſie mit dem Intermezzo gemeint habe. „Nun denn, ein Ritter hat ihr einen großen Dienſt geleiſtet, auf eigene Lebensgefahr, in der er noch ſchwebt und wahrſcheinlich untergehen wird," ſagte Frau von Heidefeld endlich. Begnügen Sie ſich mit dieſer dunkelen Andeutung, viel mehr weiß ich ſelbſt nicht und darf auch nicht mehr ſagen. Soll alſo die junge Dame jedes Gefühl von Dankbarkeit für ſo viel Großmuth und Aufopferung in ihrem Herzen erſticken? Seien Sie kein eiferſüchtiger Barbar."

Vergebens beſchwor er ſie um volle Aufklärung, ſie behauptete, nicht einmal den Namen des edlen Ritters zu wiſſen, und eine ſcharfgezogene Falte machte ſich endlich, als er ſie wiederholt bat, zwiſchen ihren feinen dunkelen Brauen bemerklich und veränderte den

Ausdruck ihrer ſchönen tiefblauen Augen, ſo daß ſie einen ganz böſen Blick zeigten.

„Sie langweilen mich, Herr von Riedleben!“ ſagte ſie. „Es bedarf ja nur einer offenen Frage bei Ihrer Braut, ſo werden Sie hören, was dieſe Ihnen ſagen kann oder will. Ich bin keine Denunciantin — wär' ich es, dann würden Sie ſelbſt ſchon in der Gewalt Ihrer Feinde ſein!“ Sie klingelte, ihre Kammerjungfer erſchien, und Riedleben zog ſich in großer Verſtimmung zurück. Frau von Heidefeld gab aber ihrem Mädchen nur einen unbedeutenden Auftrag, dann ſchloß ſie ſich ein, und wer ſie nun hätte beobachten können, wie ihr liebliches Geſicht einen tiefſchmerzlichen Ausdruck annahm und ſie die weiße Hand auf das Herz preßte, als wolle ſie deſſen Unruhe unterdrücken, der würde zweifelhaft geworden ſein, ob ihr nicht ſchweres Unrecht geſchehe, wenn ihr ganzes Benehmen gegen den Mann, der ſie eben verlaſſen hatte, für das bloße Spiel einer feinen, berechnenden Coquetterie gehalten werde.

Am anderen Tage, als ſie die Königin von Weſtfalen nach Weimar begleitete, erſchien ſie wieder ſtrahlend in Heiterkeit, wie der unbewölkte Himmel, welcher die Luſtpartie der hohen Herrſchaften begünſtigte. Der Herzog von Weimar hatte die Kaiſer und Fürſten nach ſeinem Jagdſchloſſe Ettersburg eingeladen, wo auch jetzt noch der Hof einen Theil

des Sommers in der ſchönen Waldnatur zuzubringen pflegt. Er gab ihnen eine fürſtliche Jagd, keine Parforcejagd auf einen flüchtigen Hirſch oder Eber durch weite Waldſtrecken dahin brauſend bis zum Halali, ſondern ein bequemes Schießen ohne eigene Anſtrengung aus einem prächtig decorirten Pavillon, an welchem das unglückliche Wild auf wenige Schritte vorüber getrieben, ein Augenzeuge ſagt, faſt an den Ohren vorbeigezogen wurde. Die Treiber waren dabei in eben ſolcher Gefahr als die Thiere. Nachdem eine ſattſame Zahl von Wild erlegt war, fuhren die Herrſchaften nach Weimar, wo die Herzogin mit ihrem ganzen Hofe ſie im Schloſſe empfing und das Diner eingenommen wurde. Wie anders, als vor zwei Jahren Napoleon nach der Schlacht von Jena hier erſchien! Es ſollten aber noch demüthigendere Erinnerungen an dieſelbe folgen. Schauſpiel und Ball beſchloſſen den Tag. Am anderen Morgen wurde das Schlachtfeld von Jena beſichtigt. Der Kaiſer von Rußland, deſſen Heer damals feindlich im Anzuge geweſen, wenn es auch erſt an dem Bug und der Narew zum Kampfe gekommen war, der König von Sachſen, deſſen brave Truppen bei Jena an der Seite der Preußen geſtritten hatten, Prinz Wilhelm von Preußen, der die Schmach des heutigen Tages wohl am tiefſten fühlte, und mancher andere deutſche Fürſt ritten mit Napoleon den

Landgrafenberg, der nun Napoleonsberg genannt wurde, hinauf, um sich von ihm belehren zu lassen, wie er die Deutschen damals geschlagen habe. Auf der Stelle, wo Napoleon in der Nacht zum 14. October 1806 in der Mitte seiner Alten Garde bivouakirt hatte, nachdem er zu seinem Erstaunen diesen das ganze Saalthal und alle Aufgänge zur Hochebene beherrschenden Punkt durch einen unbegreiflichen Fehler des preußischen Befehlshabers geräumt gefunden, hatte jetzt der Herzog von Weimar einen großen gezimmerten Pavillon erbauen und, wie gewünscht worden, mit Plänen der Schlacht decoriren lassen. Eine Deputation der Stadt und der Universität Jena fand sich ein, die Majestäten zu begrüßen, und kehrte beglückt von den Sonnenstrahlen der kaiserlichen Gnade, welche auf sie gefallen waren, wieder heim. Mit welchen Hochgefühlen mochte Napoleon sein Gefolge von Kronenträgern und Prinzen dann auf dem Schlachtfelde umherführen und ihnen alle Punkte zeigen, welche in dem Kampfe wichtig geworden waren. Die stolze Freudigkeit, die ihn erfüllte, ließ ihn in wortreiche Erörterungen überströmen. Er gab den Fürsten, die jetzt sämmtlich seine Verbündeten, die deutschen sogar seine Vasallen waren, den Schlachtplan zum Besten, den er bei Jena befolgt und so glänzend durchgeführt hatte, er kam dann auf seine früheren Feldzüge zu sprechen und ließ sich über Kriegs-

kunſt im Allgemeinen und die Taktik, die er für die beſte hielt, in eingehendſter Weiſe aus. Schweigend und aufmerkſam lauſchten ihm ſeine erlauchten Zuhörer.

Dem treuen Berthier, Chef des Generalſtabes, war es nicht recht geweſen, daß der Kaiſer ſich ſo offen gegen fremde Fürſten über die Geheimniſſe ſeiner Feldherrnkunſt ausgelaſſen hatte, und er wagte es, als Napoleon wieder mit ihm in ſeinem Zimmer zu Erfurt war, ihm das vorzuſtellen.

„Fürchten Sie denn nicht, Sire," ſagte er, „daß dieſe Souveräne Alles, was Sie ihnen heut gelehrt haben, gegen Sie benutzen könnten? Euer Majeſtät haben uns doch mehrmals geſagt, daß man mit ſeinen Alliirten ſo verfahren müßte, als ob ſie einſt unſere Feinde werden ſollten."

Der Kaiſer lächelte. „Das iſt eine kühne Bemerkung von Ihnen, aber ich danke Ihnen dafür. Ich glaube, Gott verzeihe mir, daß ich Ihnen den Eindruck eines Leichtſinnigen gemacht habe! Sie denken alſo," fuhr er gutgelaunt fort, indem er nach ſeiner Angewohnheit im Geſpräch mit Leuten, denen er wohl wollte, Berthier's Ohr ergriff und ſtark zauſte, „daß ich die Thorheit begangen habe, ihnen Ruthen in die Hand zu geben, mit denen ſie mich bei Gelegenheit einmal peitſchen könnten? Sein Sie ruhig, ich ſage ihnen nicht Alles." Beide konnten auch ſehr ruhig ſein: unter den gekrönten Häuptern und Gene-

ralen, welche die ſtrategiſchen Lehren des Kriegsmeiſters andächtig angehört hatten, befand ſich kein Feldherr.

„Was giebt's?“ wandte ſich der Kaiſer brüsk um, als einer ſeiner Adjutanten, General Lauriſton, eintrat. Dieſer meldete den Gouverneur der Stadt, General Graf Oudinot. „Soll kommen!“ hieß es.

„Hannibal vor den Thoren?“ fragte Napoleon, da er die ernſte Miene des Gouverneurs ſah, die eine Meldung von ungewöhnlicher Wichtigkeit zu verkündigen ſchien.

„Sire, es iſt ein Complott entdeckt worden —“

„Hein?“ unterbrach ihn der Kaiſer mit jenem ſcharfen, fragenden Laut, der ihm bei plötzlich gereizter Stimmung eigenthümlich war. „Ein Complott? In welcher Abſicht? Wer ſind die Schuldigen?“

„Zu meinem größten Bedauern muß ich Euer Majeſtät einen Officier Ihrer Armee nennen, einen Officier von ausgezeichneter Tapferkeit und bisher vortrefflichem Ruf, dem ich ſelbſt, wie alle ſeine Vorgeſetzten, das größte Vertrauen geſchenkt habe —“

„Zum Henker damit!“ rief Napoleon, ungeduldig mit dem Fuße ſtampfend. „Werde ich den Namen erfahren?“

„Rochefort, Chef d'escadron im ſechsten Küraſſierregiment.“

„Rochefort?“ ſagte der Kaiſer erſtaunt und

gemäßigter. „Ich kenne ihn. Der soll ein Complott angestiftet haben? Wozu? Reden Sie.“

„Die Regierung Seiner Majestät des Königs von Westfalen hat das hiesige Gouvernement requirirt, einen verabschiedeten Officier der königlichen Armee, geborenen Hessen, welcher sich, einer gefährlichen Conspiration dringend verdächtig, nach Erfurt geflüchtet hatte, zu arretiren. Ehe das aber ausgeführt werden konnte, hat dieser Officier von befreundeter Hand eine Warnung bekommen und sich durch eine zweite und dritte Flucht der Verhaftung entzogen. Der Polizeipräfect wird Euer Majestät, wenn Sie befehlen, darüber genauen Vortrag halten, ich bin darin nicht orientirt und habe nur, da ich diesen Augenblick von der Sache in Bezug auf den Major Rochefort Anzeige erhielt, ungesäumt Euer Majestät Meldung machen wollen, um Ihre Befehle einzuholen. Rochefort soll nämlich jene Warnung gegeben haben.“

„Ist er schon arretirt?“ fragte der Kaiser, dessen Auge Blitze schoß.

„Noch nicht, Sire. Ich nahm Anstand, die Ordre sofort zu geben, weil die Beweise der Schuld —“

„Die überlassen Sie dem Kriegsgericht!“ unterbrach ihn Napoleon heftig. „Er soll arretirt werden, augenblicklich. Sie lassen ihn auf den Petersberg

ſchaffen. Und wenn er ein Bayard wäre, ſollte ihn das nicht retten!"

General Oudinot entfernte ſich, den Befehl des Kaiſers vollſtrecken zu laſſen.

„Unerhört!" ſagte Napoleon, indem er unruhig einige Papiere, die auf dem Tiſche lagen, im unbewußten nervöſen Spiel durcheinander warf. „Ein Officier Meiner Armee! Ein Tapferer, ein Franzoſe!"

„Die Verſchwörer gegen Euer Majeſtät, als Erſten Conſul, waren auch Franzoſen," bemerkte Berthier. „Hier iſt die Schuld aber vielleicht nicht ſo ſchwer, eine Unbeſonnenheit vielleicht aus Freundſchaft."

„Freundſchaft mit einem Hochverräther!" rief der Kaiſer. „Dieſe Heſſen! Meine Befehle zur Beſtrafung ihrer Revolte ſind nicht befolgt worden, Legrand, der ſie aus weichlicher Schonung unausgeführt ließ, verdiente ſelbſt, vor ein Kriegsgericht geſtellt zu werden! Ich hätte Davouſt dort als Gouverneur einſetzen ſollen. Mein Bruder iſt auch viel zu mild für dieſe hartköpfigen Deutſchen. Schaffen Sie mir den Präfekten. Ich will wiſſen, welch' ein Complott man geſchmiedet hat."

Der frühe Oktoberabend war ſchon eingebrochen, als ein Officier, mit zwei Elitegensd'armen von dem Platz an der Hauptwache herkommend, die breite Straße des Angers entlang ſchritt. Das Corps der Gensd'armen in der kaiſerlichen Armee war mit großer

Autorität bekleidet, es wurden dazu immer Leute von ausgezeichneter Führung, energiſchem Charakter und ſtattlichem Aeußern ausgewählt; in ihrem breitſchößigen blauen Uniformsfrack mit weißen Achſelſchnüren, Stulphandſchuhen nebſt der Unterkleidung und Bewaffnung der Küraſſiere nahmen ſie ſich ſehr ſtattlich aus und behaupteten auch in ihrer ganzen Haltung eine imponirende Würde, die ſogar jede übereilte Bewegung ausſchloß. Ein Gensd'arm im Galopp war eine Erſcheinung, die auf einen ungewöhnlichen und gefährlichen Vorfall ſchließen ließ. — „Hier warten!" ſagte der Officier zu den Beiden, die ihm folgten, als er in den Flur des ihm bekannten Hauſes trat. „Iſt Herr Rochefort zu Hauſe?" fragte er dann einen Soldaten, den er auf der Treppe traf. Ohne anzuklopfen, öffnete er, oben angelangt, die ihm bezeichnete Thür mit einem ſtarken Griff.

Rochefort war zu Hauſe, er blickte befremdet auf, als man ohne Anmeldung zu ihm eintrat, noch mehr erſtaunte er, als er den Eintretenden erkannte. „Oberſt Nodier! Was verſchafft mir die Ehre?"

Nodier überreichte ihm ſchweigend mit einem böſen Hohn im Geſichte ein zuſammengelegtes Papier. Als Rochefort daſſelbe auseinandergefaltet und einen Blick hineingeworfen hatte, ſtutzte er betroffen und ſeine Augen funkelten. „Was ſoll das heißen?" rief er. „Aus welchem Grunde?"

„Darüber kann ich keine Auskunft geben," erwiderte Rodier achselzuckend. „Sie werden den Grund wohl ahnen. Was mich betrifft, so ist mir der Auftrag eine kleine Revanche für den Ihrigen an mich, damals im Gebirge — Sie wissen schon."

Mit diesem Wort ging Rochefort erst die Vermuthung klar auf, die ihm bis jetzt nur unbestimmt vorgeschwebt hatte. Er begriff zwar den Zusammenhang nicht, aber er glaubte doch zu errathen, weshalb er verhaftet wurde, und es blieb ihm nichts übrig, als seine Geisteskraft zusammen zu fassen, um sich nicht verloren zu geben.

„Folgen Sie mir, Herr Major," sagte Rodier mit brutalem Tone.

„Ich respectire Ihre Ordre, ohne sie zu begreifen," erwiderte Rochefort. „Als eine Revanche kann ich sie nicht gelten lassen, da Sie ja für die eingebildete Beleidigung damals die Satisfaction, zu der ich mich bereit erklärte, nicht gefordert haben."

„Beeilen Sie sich! Ich habe jetzt keine Zeit zu unnützen Erklärungen."

Rochefort rief seinen Diener und ließ nur das Nöthigste, dessen er bedurfte, zusammenpacken, was aber einem Gensd'armen zum Tragen übergeben wurde. Dann folgte er dem Obersten und stieg mit ihm in einen verschlossenen Wagen, der unterdessen vor das Haus gefahren war. Ein Gensd'arm stieg auf den

Bock, der andere brachte den Diener des Herrn von Rochefort zum vorläufigen Gewahrſam auf die Hauptwache, da es Robier nicht für angemeſſen hielt, ihm ſeine Freiheit zu laſſen: die Verhaftung ſeines Herrn brauchte nicht in der ganzen Stadt bekannt zu werden.

Alle Hausbewohner konnten aber doch nicht in das Gefängniß geſchleppt werden, und ſo erfuhr denn der Marquis von Obry noch an demſelben Abende durch eine Botſchaft von dem Wirthe, daß ſein Verwandter, den er in letzter Zeit viel beſucht hatte, in der Dämmerſtunde von Gensd'armen abgeholt und in einem zugemachten Wagen fortgeführt worden ſei. Der Marquis erſchrak, daß ihm die Knieen zitterten. Er war anfangs ganz rathlos, was er beginnen ſollte, ihm ſchwebte das Bild ſeines armen Couſins vor — auf dem Sandhaufen knieend, er glaubte die auf ihn angeſchlagenen Gewehrläufe zu ſehen, das Commando: Feuer! zu hören. Das war der Lohn für den Enthuſiasmus, welchen Armand von Rochefort für ſeinen großen Feldherrn und Kaiſer im Herzen getragen hatte! Und was war ſein Vergehen? Eine romantiſche überſpannte Ritterlichkeit, die auch ein Erbtheil ſeiner provençaliſchen Ahnen war — Jahrhunderte lang hatten ſie nicht bloß als tapfere Helden auf weiten Kriegsfahrten im gelobten Lande, mit Ludwig dem Heiligen in Afrika, mit den Anjous

im schönen Neapel geglänzt, sondern sich auch als Meister „der heiteren Kunst" neben einem Bertrand de Born und anderen berühmten Troubadours Kränze erworben und an den Liebeshöfen Theil genommen. Odry wenigstens glaubte fest an alle diese Traditionen und hatte keine Ahnung, daß eine nüchterne Kritik der neuen Zeit jene Minnegerichte ganz in Abrede gestellt und für bloße dichterische Allegorieen erklärt hat. Er hatte alles Ernstes seinem Vetter Armand eine Geschichte aus der Vorzeit erzählt, die mit dessen eigener bewundernswerther That einer selbstverleugnenden Liebe viele Aehnlichkeit hatte. Und dafür sollte der ritterliche Mann jetzt bluten? Tausend Entwürfe kreuzten sich in dem aufgeregten Hirn des armen alten Emigranten, wie er zu retten sei, und keine gewann doch eine feste ausführbare Form. Er zog endlich, wie spät es auch schon am Tage war, den Surtout über das Hauskleid, das er schon angelegt hatte, und verließ seine Wohnung: vielleicht konnte er weiteres Unglück verhüten.

Frau von Breitung hatte es sich auch schon bequem gemacht und saß in ziemlich ungenirter Toilette, die ihrer Fülle keinen Zwang anthat, auf dem Canapee ihrer Nichte gegenüber, welcher sie Vorstellungen in der schon früher einmal eingeschlagenen Richtung machte. Lodoiska hörte sie schweigend an, sie war überhaupt seit einigen Tagen sehr still — die Tante

war ungewiß, ob die Beſorgniß um den Großvater oder die Trauer um die verſtorbene Mutter Serena oder die Unſicherheit ihrer ganzen Zukunft den größten Antheil an ihrer Stimmung habe. Es ließ ſich nicht einmal recht entſcheiden, ob dieſe traurig oder nur ernſt war, das eigenſinnige Kind geſtattete auch gar keinen Blick in ſein verſchloſſenes Herz.

Da meldete die alte Jungfer, ſelbſt mit ganz verwundertem Geſicht, den Marquis von Odry. „Jetzt noch?!“ rief Frau von Breitung, einen erſchrockenen Blick auf ihr Négligé werfend. „So kann ich ihn doch unmöglich annehmen, Chriſtel! Haſt Du ihm denn nicht geſagt, Chriſtel —“

„Er iſt auch nicht in Gala, gnädige Frau,“ unterbrach ſie die Zofe ohne viel Umſtände. „Sie haben einander Beide nichts vorzuwerfen. Er läßt ſehr um Verzeihung bitten, daß er zu dieſer unſchicklichen Zeit komme, aber eine Angelegenheit von höchſter Wichtigkeit möge ihn entſchuldigen.“

„Wieder eine Neuigkeit von Napoleon, wie damals in Rudenthal!“ ſagte die Breitung, zwiſchen Verdrießlichkeit und Neugier. „Was meinſt Du, Lolo? Kann ich ihn annehmen?“

„Gewiß, Tante! Er könnte ja wirklich eine große Nachricht bringen!“ erwiderte Lodoiska, bei welcher die hingeworfene Vermuthung der Tante gezündet hatte. „Die Fürſten ſind geſtern in den weimar'ſchen

Forſten zur Jagd geweſen, wer weiß, was dort geſchehen iſt!“

„Laß ihn denn meinetwegen herein, Chriſtel,“ entſchied die Tante. „Sag' ihm aber, daß er uns ſchon im Négligé findet.“ Die alte Dienerin warf einen Blick auf das ſchwarze Trauerkleid des Fräuleins, das durchaus kein Négligé war, und ging dann kopfſchüttelnd über ihre Herrin hinaus. Lodoiska machte diesmal keine Anſtalt, das Zimmer zu verlaſſen, was ſie faſt immer that, wenn Beſuch angemeldet wurde und die Tante ſie nicht ausdrücklich feſthielt.

„Du denkſt doch nicht an einen Unfall, der dem Kaiſer auf der Jagd widerfahren ſein könnte?“ fragte dieſe. „Es wäre ein großes Unglück für die ganze Welt.“

Da erſchien ſchon der Marquis auf der Schwelle, er ſelbſt in der größten Verlegenheit. „Ich bin in Verzweiflung, meine Damen, daß ich mich von der Kopfloſigkeit eines Moments zu dieſen Unſchicklichkeiten habe hinreißen laſſen,“ begann er.

„Sans excuse, mon cher marquis!“ bat die Breitung. „Rechnen wir ab, gegenſeitige Abſolution! Wichtige Dinge machen kleine Egards unnöthig. Hätte ich Sie ſonſt comme voilà empfangen? Setzen Sie ſich, reden Sie.“

„Ach, Madame, wie kann meine erſchrockene

Seele gleich das Wort finden. Mein armer Couſin — der Kaiſer — ja, Mademoiſelle de Goldenau, Sie erleben es, er iſt verloren!"

„Wer?!" rief Lodoiska in höchſter Aufregung.

„Mein unglücklicher Couſin! Vor einer halben Stunde iſt er von kaiſerlichen Gensd'armen verhaftet worden.

Frau von Breitung ſchlug erſchrocken die Hände zuſammen. „Und der Kaiſer?" rief Lodoiska.

„Der Kaiſer hat jedenfalls den Befehl dazu gegeben," erwiderte Odry. „Wer könnte es ſonſt wagen, einen Stabsofficier von Armand's Rang und Anſehen zu verhaften! Und Armand hat ihm mit Bewunderung und Enthuſiasmus gedient! Das iſt der Lohn dafür!"

„Iſt Napoleon zurückgekehrt von Weimar?" fragte Lodoiska.

„Ich habe ihn ſelbſt kommen ſehen," antwortete der Marquis.

„Was aber iſt der Grund, aus welchem Herr von Rochefort verhaftet worden iſt?" fragte die Breitung. „Irgend ein dienſtliches Verſehen. — Arreſt bekommt wohl jeder Officier einmal, das hat nichts weiter auf ſich. Wie können Sie gleich ſagen, daß er verloren iſt? Ihre verwandtſchaftliche Zärtlichkeit ſieht zu ſchwarz — Sie ſind nicht Militär geweſen und ſchlagen ein Bischen Arreſt zu hoch an."

„Wollte Gott, Sie hätten Recht!“ seufzte Odry. „Aber ach! man wird meinem Armand einen ganz anderen Proceß machen. Ich komme ja deshalb zu Ihnen, um mein Herz auszuschütten. Vielleicht ersinnen die Damen einen Rath, Sie sind ja dabei auch betheiligt. Wenn Armand verloren ist, so stirbt er für Sie!“

Loboiska sah erbleichend auf — sie ahnte den Sinn seiner Worte. „Ich bitte Sie, theurer Freund!“ rief die Tante.

„Ja, meine Damen, in diesem furchtbaren Augenblicke kann ich das zarte Geheimniß nicht länger bewahren, das ich mehr errathen habe, als daß es mir anvertraut worden ist. Darf ich ganz offen reden? Werden Sie mir verzeihen, wenn ich Ihr Zartgefühl, wie es ein Cavalier nie thun sollte, in dieser Stunde, wo es sich um das Leben meines einzigen Verwandten handelt, in ungeziemender Weise verletze?“

„Spannen Sie uns nicht auf die Folter!“ rief die Tante.

„Wohlan! Armand von Rochefort trägt, wie nur ein Ritter aus alten herrlichen Zeiten, eine verborgene Neigung in seinem Herzen, er weiß, daß er die Dame seiner Liebe nie besitzen kann, aber darum ist diese Liebe um so reiner und edler, das Glück und die Ruhe der Geliebten sind sein einziger Wunsch. Um ihr diese zu sichern, ist er bereit, sein Herzblut zu

opfern, jede Wolke, die ihren Himmel trübt, jede Gefahr, die ihrem Glücke droht, will er selbst mit Gefahr seines Lebens vorüberführen — und seine Selbstverleugnung geht so weit, den Mann, der seinem Glück im Wege steht, aber das Glück der Geliebten ausmacht, zu retten, als dieser am Rande des Verderbens steht. Er durfte nur schweigen, Alles nur gehen lassen, so war der Nebenbuhler vernichtet; aber er rettete ihn. Durch kameradschaftliche Verbindungen hatte er davon Kenntniß bekommen, was seinem Nebenbuhler drohte, eine mündliche Warnung, die er an die rechte Stelle bringen wollte, wurde zurückgewiesen, so schrieb er — und zum Dank wurde er beleidigt! Großer Gott, was rede ich in meiner Unbesonnenheit! Meine Klage wird zur Anklage! Verzeihen Sie, o verzeihen Sie mir!"

Der alte Mann hatte sich von seinen Gefühlen, die mit einer seit langen Jahren schlummernden Kraft in ihm wieder aufgelebt waren, hinreißen lassen, er hatte in einer Sprache sich geäußert, wie sie die Frauen noch nie von ihm gehört hatten: es mußten Anklänge an seine eigene Jugend sein, welche durch die Geschichte seines Vetters in seiner Brust geweckt worden waren. Seine Stimme bebte zuletzt, seine Lippen zitterten.

„Mein theurer Marquis!" sagte Frau von Breitung, welche mit gefaltenen Händen zugehört und beinahe selbst die Fassung verloren hatte, als sie dem

Sprecher auf die schwindelnde Höhe folgen mußte, die ihr völlig über der Wolkenschicht ihres Verständnisses lag. „Was sollten wir Ihnen zu verzeihen haben? Vollenden Sie!"

„Ich bin gleich fertig!" erwiderte Odry mit einem bittenden Blick auf Lodoiska, die blaß und stumm mit gepreßten Lippen vor ihm saß. „Nur die Thatsachen will ich berichten: es ist ja nun kein Grund mehr, sie zu verschweigen. Armand selbst würde mir dies Versprechen heute zurückgeben. Es kam dann noch ein Moment, der entscheidend für ihn werden konnte, und er schrieb eine zweite Warnung, diesmal nicht vergebens. Als dann die Folgen in anderer Beziehung gefährlich werden konnten, war er es, der sie durch seinen Einfluß vorüberführen half. Und diese Großmuth macht man ihm jetzt zum Verbrechen, ich kann keinen anderen Grund seiner Verhaftung finden. Durch unglücklichen Zufall oder Verrath sind die Beweise, daß er einen Feind des Kaisers vor dem Verderben gewarnt hat, in die Hände der gesetzlichen Macht, vielleicht gar in die des Kaisers gekommen, und man wird ihn als Mitschuldigen behandeln."

Lodoiska dachte mit bebendem Herzen an das Billet, das ihr verloren gegangen, vielleicht entwendet war. Durch wen aber, durch wen? „Wo ist Herr von Rochefort jetzt?" fragte sie kaum hörbar.

„Ich weiß es nicht, und Niemand wird es erfah-

ren — bis es zu ſpät iſt!" antwortete Odry. „Nur einen Weg, ihn zu retten, kann ich mir denken: den Weg zum Kaiſer! In dieſem Moment kommt mir der Gedanke wie eine Eingebung von Oben! Soll ich dieſen Weg betreten? Ich müßte die Grundſätze meines ganzen Lebens opfern, mich beugen vor der Macht, ich müßte die Gnade des Mannes anflehen, der mir nichts geweſen als ein Thronräuber —"

„All' ihr Heiligen!" rief die Tante mit halblauter Stimme, indem ſie ſich ſcheu nach der Thüre umſah, „ſtürzen Sie nicht auch ſich ſelbſt und uns mit in's Unglück. Wenn irgend ein Ohr dies entſetzliche Wort gehört hätte!"

„Sie haben Recht, der Verräther ſchläft nicht!" ſagte Odry. „Ich will Sie auch gleich von meiner Gegenwart befreien. Die Angſt trieb mich faſt willenlos her, und ich habe auch hier wie durch Erleuchtung den einzigen Rath, den es giebt, gefunden. Das danke ich Ihnen, Mademoiſelle de Goldenau. Ihr Blick hat mich, wie der eines höheren Weſens, inſpirirt." Er ſtand auf, Lodoiska antwortete nichts, aber ſie reichte ihm die Hand, als er ſich empfahl.

„Sie waren immer meine Alliirte in der Geſinnung," ſagte er. „O wäre es mir doch durch eine glückliche Fügung des Schickſals vergönnt, mit Ihnen auch noch näher verbunden zu ſein!"

Dreizehntes Kapitel.

Eine ſtärkere Macht.

Konnte der alte Mann, der einer untergegangenen Zeit angehörte und die neue ſo wenig als ihre Träger verſtand, wirklich hoffen, in dieſen Tagen gemiſchter Intereſſen eine Audienz beim Kaiſer Napoleon zu erlangen? Und wenn ſie ihm wirklich, begünſtigt durch eine gute Laune des Augenblicks, von dem Herrſcher bewilligt wurde, weil man dieſem von der Exiſtenz einer grotesken Maske des ancien régime zu ſeiner Beluſtigung erzählt hatte, wie durfte ſich Odry ſchmeicheln, von dem Kaiſer, dem eine überſchwängliche Gefühlsromantik nur lächerlich war, durch wahrheitsgetreue Darſtellung, wie Rochefort zu ſeinem unbeſonnenen Schritte gekommen ſei, deſſen Begnadigung zu erhalten? Die Enttäuſchung wurde ihm aber erſpart, alle Bemühungen, ſich einem der Großwürdenträger in der Umgebung Napoleon's zu nahen

und ſeine Bitte um eine Audienz an den Kaiſer gelangen zu laſſen, waren vergebens, ſein Schreiben an Herrn von Beauſſet, Präfekten des Palais, blieb unbeantwortet, und ein Page, deſſen Protection er zuletzt in ſeinen herabgeſunkenen Hoffnungen ſuchte, lachte ihn aus. Wohl war er in der letzten Zeit, als er ſich mit ſeinem Vetter verſöhnt und deſſen unter den Schlacken der Revolution rein gebliebenes Gold adeliger Geſinnung gewürdigt hatte, mit einigen Officieren bekannt geworden, und fragte dieſe auch jetzt um Rath, was für Rochefort zu thun ſei, ſie zuckten aber die Achſeln und riethen ihm, ſich ganz paſſiv zu verhalten, er könne die Sache nur verſchlimmern. Freilich hatte er ihnen nicht vertraut, was er als die Urſache der Verhaftung ſeines Vetters anſah. Zuweilen drängte ſich ihm auch der Gedanke auf, daß er ſich darin vielleicht irre und ein anderer, viel ſchwererer Grund zur Anklage vorliege. Er ſchlich endlich, nachdem zwei Tage vergeblichen Sinnens und Strebens vergangen waren, ganz betrübt wiederum in der Abenddämmerung nach dem Hauſe am Anger, um derjenigen, welche an dem Unglück, wenn auch willenlos, die Schuld trug, die Erfolgloſigkeit ſeiner Bemühungen mitzutheilen.

Als er über den Anger ging, fiel ihm auf, daß in dem ganzen Stockwerk, das der General von Wallhauſen bewohnte, kein einziges Fenſter er-

leuchtet war. Wie kam das? Ausgebeten oder gar verreist konnte doch die Familie nicht sein, der General war ja krank. Näher gekommen dem Hause, bemerkte Odry, daß ein Fenster offen stand — war das nicht im Schlafzimmer des Generals? Sollte etwa ein Unglücksfall eingetreten sein? Warum aber dann alle übrigen Fenster dunkel? Es war doch nicht möglich, daß Alles schon vorüber war, ohne daß man ihm, dem alten Freunde, eine Anzeige gemacht, und daß Frau von Breitung mit dem Fräulein von Goldenau Erfurt gleich verlassen habe?

Während der beunruhigte Marquis jetzt rascher ging, um sich Gewißheit zu verschaffen, kam ihm ein Mann aus dem Hause entgegen und war im Begriff, an ihm vorüber zu gehen, als er stutzte und ihn bei seinem Namen grüßte. Odry kannte ihn nicht, vermochte auch in der Dämmerung sein Gesicht nicht deutlich zu erkennen und erwiderte den Gruß daher nur, ohne sich aufhalten zu wollen. „Der Herr Marquis machen einen vergeblichen Gang, wenn Sie Seine Excellenz von Wallhausen besuchen möchten," sagte aber der Mann, und Odry fragte ihn jetzt, was im Hause vorgefallen sei.

„Keine Seele mehr da, Alle fort!" war die Antwort.

„Aber der General —?" fragte Odry.

„Excellenz waren krank, es hieß wenigstens, daß Dieselben bereits auf dem letzten Loche pfiffen —

muß doch aber nicht ſo ſchlimm geweſen ſein, denn ſiehe da! das ganze Neſt iſt ausgeflogen, Alt und Jung."

„Lieber Mann, Sie ſollten etwas manierlicher von Perſonen ſolchen Ranges ſprechen!" ſagte der Marquis vornehm verweiſend.

„Freilich, ein Lumpenhund wie ich! Aber wenn Sie wüßten, was ich durch Excellenz ſo eben verloren habe, würden Sie mir's nicht verdenken."

„Verloren können Sie nichts haben, mein Guter, denn wenn bei der Abreiſe noch eine Forderung von Ihnen unberichtigt geblieben iſt, ſo wiſſen Sie Excellenz ja zu finden. Sie ſind doch auf jeden Fall nach ihrem Gute abgereiſt."

Der Mann brummte Etwas, das Odry nicht verſtand, dann ging er ſeiner Wege, und der Marquis begab ſich doch noch in das Haus, um Erkundigung über die ſo plötzliche Abreiſe der Familie einzuziehen. Da hörte er denn, daß vorgeſtern zwei Aerzte zum General gerufen worden, ſo daß es ausgeſehen, als ob es an's Sterben gehe, daß es aber wohl nichts Anderes als eine Berathung wegen der Möglichkeit der Abreiſe geweſen, die denn heute auch wirklich erfolgt ſei. Excellenz habe ſehr blaß ausgeſehen und ſei die Treppe hinunter geführt, auch in den Wagen gehoben worden, aber den Kopf habe er immer noch ſtramm gehalten und ſeinen Friedrich geſchimpft,

wie nur in den gesündesten Tagen. Die ganze Dienerschaft war mitgenommen und im Hause angezeigt worden, daß die Herrschaft in diesem Jahre nicht wieder nach Erfurt zurückkehren, sondern den ganzen Winter auf ihrem Gute bleiben werde. „Ich kann mir's denken!" sprach der Marquis vor sich hin, als er über den Anger ging. „Ich wollte, ich könnte auch fort, wo möglich ganz aus der Welt!"

Mitten auf dem breiten Platze wurde er wieder von demselben Manne angesprochen, der, vorher aus dem Hause des Generals kommend, ihm dessen Abreise zuerst verkündigt hatte; er schien auf ihn gewartet zu haben. „Nicht wahr, keine Seele mehr da?" fragte er. „Sind Excellenz nach Dero Gute auf dem Walde gereist? Und der Herr Marquis, der doch ein Freund von Excellenz ist, haben nicht einmal was davon erfahren! Es muß doch über Hals und Kopf gegangen sein und seine ganz besonderen Ursachen haben, gerade jetzt mitten in den Festivitäten."

„Davon hat der General nichts genießen können, denn er war krank," versetzte der Marquis, der keine Lust hatte, sich in ein weiteres Gespräch einzulassen. „Es geht übrigens Niemand etwas an. Was Sie zu fordern haben, können Sie ja anmelden."

Er setzte seinen Weg fort, der Zurückbleibende sah ihm nach. „Stolz wie ein Storch!" murmelte er. „O nein, Herr Marquis, auch Ihnen kann man ein

Bein stellen, daß Sie eine Lerche schießen bis zur Predigerkirche." Verdrießlich ging er weiter. „Aus dem Garne kommen sie uns freilich nicht, es wird nur Weitläufigkeiten machen, das Garn zuzuziehen. Die superklugen Herren hätten damit nicht so lange warten sollen, sie glaubten aber, noch mehr Vögel mit einem Zuge zu fangen. Den fettsten lassen sie auch viel zu lange flattern — schwapp! und gleich den Kopf eingedrückt! So macht's ein richtiger Jäger auf dem Vogelheerde. Ihr seid mir schöne Vogelsteller, daß ihr ihn so lange mit eurem hübschen Lockvogel tändeln laßt."

Schon war es ziemlich finster, als er in einer Seitenstraße leise an einen Fensterladen klopfte. Es währte nicht lange, so wurde ihm die Hausthüre geöffnet, und er trat vom Flur in ein kleines Zimmer, wo ihn eine junge Frau, in einem Lehnstuhl sitzend, empfing. Zwei Kerzen, die auf einem Tischchen vor ihr standen, beleuchteten ihr feines, rosig gefärbtes Gesicht und ihre blonden Locken.

„Was bringt Ihr so spät?" fragte sie, das Buch, in welchem sie gelesen hatte, aus der Hand legend.

„Die Leutchen sind kurz vor Thoresschluß auf und davon," berichtete er.

„Wen meint Ihr?" fragte sie mit zerstreuter Miene.

„Na, Euer Gnaden wissen ja — die kleine Kaisermörderin mit ihrem Anhange."

„Was redet Ihr für Unsinn!“ rief die Dame, welche auf einmal ihre Gedanken, welche mit anderen Gegenständen beschäftigt waren, gesammelt hatte. „Von einer Kaisermörderin können wir doch nicht sprechen, wenn sie auch feindlich gesinnt und gefährlich genug ist, die kleine Person! Was sagt Ihr aber? Sie sind fort?“

„Ja und ich habe nicht den kleinsten Wink bekommen, auf den ich doch sonst immer zu rechnen habe. Viel verloren wäre freilich nicht dran, denn das Frölchen kann doch nicht viel anstiften, der Alte ist ganz indifferent und die Dicke gut französisch vom Wirbel bis zur Zehe. Aber es sollte doch nun einmal ein Exempel statuirt werden, da sie gerade hier in Erfurt auf französischem Gebiete waren. Nun sitzen sie wieder oben, und das Grenzwasser läuft ihnen zwischen den Beinen durch, wo der Weimaraner sich ihrer annimmt. Er hat jetzt obenein den Kaiser fêtirt.“

„Ihr seid ein bodenlos gemeiner Mensch mit Euren Reden!“ sagte die Dame. „Verschont mich damit. Ihr hättet besser Acht geben sollen, dann wäre diese plötzliche Abreise verhindert worden. Mir ist neulich überhaupt gesagt worden, daß man Euch nicht recht traut.“

„Ach Du lieber Gott! Weshalb denn! Wenn doch Alle so ehrlich wären!“

„Ihr sollt auf zwei Achseln tragen."

„Meine Bücher, ja! Sonst aber soll mir Einer eine Falschheit nachweisen! Was kann ich dafür, daß Einer von ihren eigenen Leuten dem Vogel räth, fortzufliegen? Kann ich armer Kerl ihn halten? Wenn's nur an mir läge, so wäre schon Gras über ihm gewachsen, darauf kann sich Jeder verlassen!" Er sagte das mit einem so bitterfeindseligen Ausdrucke, daß die Dame davon betroffen wurde. — „Habe ich nicht herausgekriegt, wo der Vogel auf seinem Fluge wieder eingefallen ist, so daß er wieder mit Netzen umstellt werden konnte?" fuhr der Mann fort. „Ich dächte, das müßten Sie selber am besten wissen. Wer hat denn hernacher den vornehmen Herrn Officier entdeckt, von dem die Schreibebriefchen waren, erst an die Kleine, dann an den Alten! Alles, was in der ganzen Geschichte ausspionirt worden ist, das habe ich gemacht, ich habe mein ganzes Geschäft um die lumpigen Paar Francs vernachlässigt, und nun sitzen Sie da und wollen mir gar Zweiächselerei Schuld geben. Kann ich dafür, wenn so lange getrödelt wird, bis sie Wind bekommen und auskneifen? Machen Sie nur ein Ende mit Katz' und Maus, wenn das Spiel auch noch so hübsch ist!"

„Was unterstehst Ihr Euch?" fuhr die Dame hocherglühend auf.

„Ja, man wird desperat, wenn Einem so was

geſagt wird, was an Kopf und Kragen geht. Ich will dem guten Herrn, der ſelber mich ſchon einmal ganz verfänglich gefragt hat, was ein Doppelſpion iſt, jetzt eine Antwort geben, die Euer Gnaden vielleicht nicht gefällt."

„Eure Gemeinheiten ſind mir läſtig! Meldet am rechten Orte, was Ihr heut zu melden habt, und laßt Euch bei mir künftig nicht eher ſehen, bis Ihr gerufen werdet! Verſtanden?"

„Sehr wohl!" ſagte der Mann mit einem frechen Lächeln. „Ich werde melden, was ich zu melden habe." Er verließ das Zimmer und Haus, und die junge ſchöne Frau blieb in der größten Aufregung zurück. „Ja, es muß ein Ende nehmen, muß zur Entſcheidung kommen!" rief ſie. Aber das runzelvolle, lächelnde Geſicht ihres Gemahls, das eben in der Thüre erſchien, zwang ſie, ihre leidenſchaftliche Stimmung zu beherrſchen. „Iſt es erlaubt?" fragte er.

„Kommſt Du allein zurück?" entgegnete ſie unfreundlich.

„Dein Pſeudobruder wird auch gleich kommen, er traf unterwegs einen Bekannten, mit dem er noch ein Privatgeſpräch hat — ſie ſchienen ſehr intim zu ſein, denn ſie embraſſirten ſich."

„Wurde kein Name genannt?"

„Keiner! Sie nannten ſich aber Du. — Liebe Amélie, Du weißt, Deine Wünſche ſind mir ſtets

Befehle, aber daß Du mir aufgegeben haſt, dieſen verdächtigen Menſchen öffentlich als meinen Schwager auszuführen und mich im unglücklichen Falle auch zu compromittiren —"

„Begreifſt Du denn nicht, daß nur Er getäuſcht wird?" entgegnete ſie. „Wer er iſt, wiſſen Diejenigen, bei denen Du Dich compromittiren könnteſt, alſo für Dich iſt gar keine Gefahr. Wenn der Zweck erreicht und das Geheimniß der Verſchwörung, das er noch bewahrt, von ihm, weil er ſich ganz ſicher, ja unter Bundesgenoſſen fühlt, herausgelockt ſein wird, dann werfen wir die Maske ab, und die höchſte Gnade des Kaiſers und unſeres Königs iſt Dein Lohn."

„Es zieht ſich etwas lange hin!" bemerkte Herr von Heidefeld.

„Dir kann das nicht unerträglicher ſein als mir!" erwiderte ſie mit einem dunkelglühenden Blicke.

„Und im Grunde doch ſehr perfide!" ſagte er. „Mir thut der Arme leid, ich habe ihn förmlich lieb gewonnen. Hältſt Du ihn wirklich für ſo gefährlich? Mit dieſen geheimen Bundescomödieen ſtürzt man die Welt nicht um. Mein Herzchen, wir ſollten ihn laufen laſſen, daß er ſich nach England rettet."

In den blauen leuchtenden Augen der jungen Frau ging ein höheres Feuer auf. „Ich werde mir das überlegen, Alter!" ſagte ſie mit einer bebenden Stimme. „An eine ſolche Flucht habe ich auch ſchon

gedacht. Ich bitte Dich aber, nicht vor der Zeit mit ihm zu reden: Dein Ehrenwort darauf."

Heidefeld gab es, während draußen ſchon Riedleben's Tritt zu hören war und der Kommende an die Thür klopfte. „Nun, haben Sie einen ſehr guten Freund getroffen?" rief er ihm entgegen. „Einen unerwarteten!" erwiderte Riedleben, indem er Frau von Heidefeld grüßte. „Haben Sie ihn denn nicht erkannt?"

„Es war zu dunkel — die Stimme freilich kam mir bekannt vor! Wer war's denn?"

„Nun, wenn Sie ihn nicht erkannt haben, ſo will ich es ihm überlaſſen, ſich Ihnen bei nächſter Begegnung zu offenbaren."

„Immer Geheimniſſe! Vielleicht beichten Sie meiner Frau. Ich bin todmüde, Amélie, nehmen Sie nicht übel, Capitainchen, daß ich zu Bett gehe, wenn Sie in meine Jahre kommen werden, ſollen Sie ſchon auch die Segel einziehen."

„Wen haben Sie getroffen?" fragte Frau von Heidefeld, ſobald ſie mit Riedleben allein war.

„Verzeihung! Ich habe ihm verſprechen müſſen, da Ihr Gemahl ihn nicht erkannt hat, unſere Begegnung zu verſchweigen."

„Auch mir? Verdiene ich dies Mißtrauen?" erwiderte ſie mit einem ſanften Blicke des Vorwurfs.

„Wenn doch Alle, denen Sie Ihr Vertrauen geſchenkt, es ſo treu mit Ihnen meinten wie ich.“

Sein Auge verdüſterte ſich. „Mahnen Sie mich nicht fort und fort daran!“ ſagte er. „Ich muß das verſchmerzen. An Ihrem Antheil zweifelte ich nicht, Sie haben mir ſchon zu viele Beweiſe davon gegeben, und er thut meinem Herzen ſo wohl.“ Sie gab ihm die Hand und ließ ſie eine Weile in der ſeinigen ruhen, während er ſich an ihre Seite ſetzte.

„Sie weinen?“ fragte er plötzlich, als er ſah, daß Thränen in ihren Wimpern perlten.

Seine Frage beraubte ſie ganz der Faſſung, ſie wandte ſie ab, und eine ſchwache Bewegung ihrer Hand ſchien eine zweite Frage abzuwehren. Schweigend, aber von tiefem Mitgefühl ergriffen, ſaß er neben ihr, er glaubte zu ahnen, was ſo überwältigend ihr Herz erſchütterte.

Da kehrte ſie ihm ihr bethräntes Antlitz wieder zu, ihr Auge richtete einen innigen Blick auf ihn, ſie hob die Hände zu ihm auf und ſagte: „Werden Sie mich verachten, wenn ich Alles geſtehe, Alles, was ich an Ihnen verſchuldet habe?“

„Verſchuldet an mir?“ fragte er überraſcht. „Sie haben mir ja nur aufopfernde Güte und Freundlichkeit bewieſen — was könnten Sie mir zu Leide gethan haben! Faſſen Sie ſich, meine theuere Freundin — es iſt ein anderes Gefühl, das Sie betrübt. O könnte

ich Sie zufrieden und glücklich wissen! Hoffen Sie auf eine bessere Zukunft . . ."

„O nein, nein! Von meinem eigenen Elend spreche ich nicht — die Zukunft kann viel ändern, aber mir nie Glück bringen . . .? Hören Sie mich an, Julius! Die Minuten sind kostbar. Und wenn Sie Alles wissen, dann werden Sie mich mit Verachtung von sich stoßen — gleichviel! nur retten Sie sich, so lange es noch möglich ist."

„Amélie, ein Wahn verwirrt Ihre Seele — wie können Sie von mir glauben, daß je ein solches Gefühl gegen Sie in meiner Brust Raum finden würde? Beklagen kann ich Sie — aber lieblos über Sie urtheilen? Niemals!"

„Doch, doch müssen Sie mich verachten, mich, die Sie verrathen hat, fast vom ersten Tage an, wo wir uns in Weimar trafen. Ja, verrathen habe ich Sie Ihren Feinden, ich bin Ihnen gefolgt, als man Ihre Freistatt erfahren hatte, ich habe das falscheste Spiel mit Ihnen getrieben, habe Alles, was Sie mir im Vertrauen auf meine gleiche Gesinnung nach und nach offenbarten, Ihren Feinden verrathen — um Sie zu verderben!"

„Das ist nicht möglich! Das kann nicht sein! Sie wollen mich auf die Probe stellen, wodurch sollte ich einen solchen Haß von Ihnen verdient haben? Nein, Amélie, besinnen Sie sich, es ist ein Fieberwahn,

der Sie in diesem Moment bethört — in Ihren Augen hat kein Falsch gegen mich gelegen, nur innige Güte!"

„O wenn Sie ahnten . . ." fuhr sie immer leidenschaftlicher fort, „wenn Sie wüßten, was mich willenlos in diesen Abgrund hineingerissen hat, welche wahnsinnigen Hoffnungen und Träume es waren — durch mein Thun zu lichten Höhen der Seligkeit . . ." erschreckend vor sich selbst, hielt sie inne und verhüllte ihr Antlitz mit beiden Händen, ihr war, als kreise Alles um sie her, als verwirre der Wahnsinn ihr Gehirn, daß sie Worte spreche, die sie mit brennender Scham ewig bereuen müßte. Gewaltsam riß sie sich aus diesem Sprudel empor: „Fragen Sie nicht! Zweifeln Sie nicht an der Wahrheit meiner Worte! Haß war es nicht, der mich trieb . . . Verloren sind Sie darum nicht minder, wenn Sie nicht diesen letzten Augenblick der Freiheit noch benutzen! Noch kann ich gut machen, was ich an Ihnen verbrochen habe — ich kann Sie noch warnen und retten! Rauben Sie mir diese Entsühnung nicht! Verlassen Sie dies Haus und Erfurt, ohne sich einen Moment zu besinnen. Hier ist der Paß, der schon . . . Gehen Sie nach England, — Sie finden Schiffe vor der Wesermündung — ich habe das Alles schon bedacht . . . ." Wiederum stockten ihre Lippen: sie hatte gehofft, mit ihm fliehen zu können! „Eilen Sie! Ihre Schergen sind schon nahe!"

„Ich ſehe noch keinen Grund, Deutſchland zu verlaſſen," antwortete er, obgleich ihre Worte jetzt einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatten. — „An das, was Sie mir geſagt haben, mag ich nicht glauben. Wenn Sie aber meine Entfernung wünſchen, ſo gehorche ich Ihnen. Die Zeit wird das Räthſel zwiſchen uns aufklären: ich nehme nur das Gefühl des Dankes gegen Sie mit mir. Auf ein glückliches Wiederſehen!"

Er nahm ihre Hand, ſie zitterte, ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig, ſchwankte ſie und ſank halb ohnmächtig an ſeine Bruſt. Doch nur einen Moment verlor ſie in der Brandung ihrer Leidenſchaft das Bewußtſein der Lage, ſie gewann wieder ſo viel Selbſtbeherrſchung, ſeinen Abſchiedsgruß zu erwidern; als er auf der Schwelle ihr aber noch einmal ein Lebewohl ſagte, da rief ſie: „In England ſehen wir uns wieder! Ich folge Ihnen, ſobald ich kann!"

Riedleben's Entſchluß war nicht durch die eben gehörten Eröffnungen, die er noch nicht begreifen konnte, plötzlich hervorgerufen, ſondern ſchon vorher in der unerwarteten Begegnung des heutigen Abends angeregt worden. Er hatte den Namen des Freundes, den ſein Begleiter in der Dunkelheit nicht erkannt hatte, verſchwiegen: es war der Oberſt Dörnberg. Vom König Jerôme nachträglich nach Erfurt berufen, um dem Kaiſer vorgeſtellt und empfohlen zu werden, hatte ihn der Zufall mit Riedleben zuſammenge-

führt, mit dem Freunde, der allen Verdacht, welcher Dörnberg für seine geheimen Bestrebungen hätte treffen können, auf sich genommen hatte, um den Mann, auf den alle Hoffnungen gesetzt waren, für das große Werk zu erhalten. Beide hatten sich heut Alles mitgetheilt, was seitdem für die Sache des deutschen Vaterlandes geschehen war. Der Name des Freiherrn von Stein, der als Minister die Wiedergeburt Preußens im inneren Staatsleben leitete, war viel zwischen ihnen genannt worden.

Riedleben hatte, so viel in seinen Kräften stand, die Zeit nicht unbenutzt gelassen, und seine Braut that ihm Unrecht, wenn sie ihn eines unthätigen duldenden Abwartens zieh; das stille, aber unabläſſige Wirken der Männer, zu denen er auch gehörte, war durchaus nicht geringschätzig zu betrachten, konnten sie auch nicht urplötzlich Armeen aus der Erde stampfen zur Befreiung des Vaterlandes, so bereiteten sie doch im Volke dessen künftige Erhebung vor. Nach der Besprechung mit Dörnberg hatte Riedleben gemeint, daß er hier, wo er volle Gelegenheit gehabt, sich bei dem Zusammenströmen aller deutschen Souveräne über viele wichtige Verhältnisse zu unterrichten, nichts weiter zu thun habe. Das seltsame Verhältniß, in welchem er selbst stand, zu lösen, erschien ihm täglich mehr als eine Pflicht: es hatte für ihn zwar nur — so glaubte er wenigstens — den eigenthümlichen Reiz,

den jedes Geheimniß hat, der Umgang mit der geiſtvollen Frau, die ihm wirklich eine ſchützende Fee geworden war, hatte ihn mehr und mehr angezogen und in letzter Zeit Troſt gewährt. Denn verſchiedene Mittheilungen, die ihm von Frau von Breitung durch den Zwiſchenträger gemacht worden waren, ließen ihn nicht mehr zweifeln, daß Lodoiska's Herz für ihn erkaltet ſei, daß ſie ihn aufgegeben, weil ſie ihn verkannt hatte! Auf keinen ſeiner Briefe — und er hatte mehrere an ſie geſchrieben! — war eine Antwort erfolgt, nicht einmal eine Erklärung, warum dieſe verſagt werde. An die Möglichkeit einer Unterſchlagung ſeiner Briefe hatte er nicht entfernt gedacht und den kürzeſten Weg der Verſtändigung nicht geſucht, weil er Frau von Breitung ſein Wort gegeben hatte, ſie nicht durch ſein wiederholtes Erſcheinen im Hauſe bei der Wachſamkeit franzöſiſcher Polizei mit in Gefahr zu bringen. Heut aber, als er den Entſchluß gefaßt hatte, Erfurt ſchleunigſt zu verlaſſen, fühlte er doch die unwiderſtehliche Sehnſucht, Lodoiska noch einmal zu ſehen und aus ihrem eigenen Munde ſein Schickſal zu vernehmen, wenn die Andeutungen, welche ihm die Tante gemacht, wirklich begründet ſein ſollten. Er ſah nach der Uhr, ob es noch möglich ſei, den Beſuch zu wagen: von der Abreiſe der Familie hatte er keine Ahnung. Es war ſchon ziemlich ſpät, was ſollte er thun? Sein Plan für ſeine eigene Abreiſe

war ſchon gefaßt, er wollte, ſo lange die Stadtthore noch offen waren, was während des Congreſſes aus Rückſichten viel länger der Fall war als ſonſt, als Fußwanderer mit Ränzel und Wanderſtab hinausziehen und ſich erſt in einiger Entfernung, wo ſich ihm eine ſichere Gelegenheit bot, einen Wagen nehmen. Wenn er noch nach dem Hauſe des Generals von Wallhauſen ging und dort angenommen wurde, wie ſeine heiße Hoffnung war, ſo konnte er leicht die Stunde des Thorſchluſſes, die er ohnehin nicht genau kannte, verſäumen und mußte dann wieder in ſein eigenes Quartier zurückkehren, um noch eine Nacht hier zuzubringen, wo ihn Amélie doch beſchworen hatte, nicht einen Moment zu verſäumen. Aber war es Trotz oder die Scham, aus Furcht vor der Gefahr ſeiner eigenen Perſon nur ſchnell die Flucht zu ergreifen, oder das räthſelhafte Gefühl, daß er gegen Lodoiska doch von Gedanken der Untreue nicht ganz frei geblieben, er ſchlug, als er, zur Wanderung gerüſtet, leiſe ſein Haus verlaſſen hatte, in der dunklen Straße nicht den Weg nach dem Johannisthore, das ihm das nächſte war, ein, ſondern wandte ſich in entgegengeſetzte Richtung. Da trat ihm, als er kaum einige Schritte gethan hatte, ein Mann in den Weg, der in der Nähe in irgend einem verſteckten Winkel geſeſſen haben mochte.

„Ei ſehen Sie 'mal, lieber Herr! Zu nachtſchla-

fender Zeit noch eine Promenade machen? Ein kleines Plaiſir auf dem Steiger? Napoleonshöhe, wie?" Das nachtgewohnte Auge des Aufpaſſers hatte beim Sternenlichte den Wanderer erkannt, auch dieſer erkannte jetzt ſeinen Mann an der Stimme und war beruhigt.

„Sind Sie es, Hille? Ja, ich wandere aus. Wann werden die Thore geſchloſſen?"

„Auswandern, wieder ausfliegen in die weite Welt?" rief Hille. „Wohl für die Erſt wieder ein Bischen auf den Wald, wo die Herzallerliebſte heut auch hin iſt?" Wenn der Büchermann in Unruhe war, ging die Zunge zuweilen mit ihm durch, ſo daß er mehr ſagte, als er eigentlich wollte. Er konnte jetzt nicht mehr zurück, ſondern mußte auf Riedleben's Frage richtigen Beſcheid geben. Zugleich rieth er ihm aber, ſich nicht lange aufzuhalten, wenn er noch vor der Thorſperre kommen wolle.

„Ein Stückel können wir zuſammen gehen, gnädiger Herr, ſagte er. „Ich will auch 'nausmachen, und war juſt auf dem Wege." Beide gingen dann neben einander durch die Straßen, in denen ſie nur hier und da halb erkennbar einem Menſchen begegneten.

„Am Thor machen ſie manchmal Weitläufigkeiten," äußerte Hille. „Ich werde mir gleich den Officier oder wer da commandirt, heraus rufen laſſen und

mit ihm reden. Sie wissen ja, daß ich's mit den Herren Franzosen nicht verdorben habe und dessentwegen der lieben gnädigen Herrschaft manchen Dienst leisten kann. Ich habe schon so 'ne Art Passe-partout, da lassen sie uns gleich 'naus. Es war sehr gut, daß ich Sie getroffen habe. Auf den Wald nach Rudenthal wollen Sie also nicht, sonst hätten wir durch's Löberthor gehen müssen — oder auf einem kleinen Umwege vielleicht?"

„Ich habe die Absicht jetzt gar nicht," erwiderte Riedleben kurz.

Hille schwieg. Nach einer Weile fing er von Neuem an: „Curios, daß mir immer wieder einfällt, wie Sie mich für einen Soldaten Ihrer Compagnie gehalten haben. Ich muß ihm doch sehr ähnlich sehen. Wie hieß der arme Kerl? Kunzner, so! Was meinen Sie wohl, was der Kunzner thäte, wenn er jetzt an meiner Stelle mit Ihnen nach der Thorwache ginge?"

„Ach, lassen Sie doch jetzt diese alten Geschichten. Sie kommen immer wieder damit! Es kann Sie ja doch nicht beleidigen, daß ich Sie für den Menschen gehalten, Sie können ja nicht dafür, daß Sie ihm ähnlich sehen."

„Freilich nicht. Aber wenn Einer so viel ganz für sich allein geht, wie ich, so kommen Einem närr'sche

Gedanken. Wenn ich der Kunzner nun wäre? Sie haben sein Blut vergießen wollen —"

„Was fällt Ihnen ein?" entgegnete Riedleben unwillig.

„Sein Blut wäre immer geflossen, ob durch Spießruthen oder eine Kugel, ist ganz eingal — das eine wäre besser wie das andere, denn es machte rascher ein Ende. In des Kunzner's Stelle würde Einer also denken: Blut für Blut! Ich meine immer, wenn Ihnen 'mal etwas recht Schlimmes passirt, so wird es vom Kunzner kommen!" Ein dumpfer murrender Laut folgte diesen Worten, und Riedleben blieb betroffen stehen.

„Mensch!" rief er. „Was soll das heißen?"

Sie waren eben bei der Wache angekommen, und der Posten vor dem Gewehr rief sie mit gefälltem Bajonnett an. Hille gab Antwort und verlangte den wachthabenden Officier zu sprechen. „Etwas Wichtiges! Sehr Wichtiges!" sagte er. In der Thüre des Wachtgebäudes stand ein Soldat, der den Wachthabenden sofort herausrief.

„Ich bringe Ihnen —" rief Hille mit lauter, wildaufjauchzender Stimme, aber sie versagte ihm sogleich, denn seine Faust, die er nach dem Begleiter ausstreckte, griff in's Leere. Riedleben war nicht mehr bei ihm, er war im Dunkeln verschwunden.

„Setzt nach! Schießt!" schrie Hille außer sich.

Der Officier ergriff ihn aber beim Kragen: „Betrunkener Coujon!“ rief er. „In's Loch mit Dir!“ Soldaten packten ihn, ſeine Betheuerungen waren vergebens, in der Wuth und Angſt verließ ihn ſein mangelhaftes Franzöſiſch, er konnte ſich nicht verſtändlich machen und wurde in die finſtere Arreſtſtube geſperrt, wo er betäubt zu Boden ſank.

Vierzehntes Capitel.

Der Spruch des Kaiſers.

Der Ausflug nach Weimar und der Beſuch des Schlachtfeldes von Jena waren die Höhenpunkte des Congreſſes zu Erfurt geweſen. Schon am folgenden Tage reiſten einige der Fürſten ab, und die anderen folgten ihnen nach und nach. Napoleon ſtreute noch mit vollen Händen Gnadenbezeugungen aus, auch deutſche Dichter wurden geehrt, Goethe und Wieland erhielten das Kreuz der Ehrenlegion. Der Dombechant, welcher zweimal die Meſſe vor dem Kaiſer geleſen, bekam einen koſtbaren Brillantring mit dem N. unter der Krone, der vielleicht noch als Erbſtück in ſeiner Verwandtſchaft erhalten iſt, die beiden Prieſter, welche ihm dabei aſſiſtirt hatten, wurden mit 100 Napoleonsd'or erfreut. Dem ruſſiſchen Großmarſchall des Palaſtes, Grafen Tolſtoi, verblieben alle Gobelintapeten und das Porcellan von Sèvres,

das von Paris hergeſchafft worden, um die Wohnung des Kaiſers Alexander würdig einzurichten. Was die beiden Kaiſer außerdem an Geſchenken ausgetheilt, beſonders an die vornehmſten Perſonen ihres Gefolges, übertraf die kühnſten Hoffnungen.

Mit dem Ergebniß der Verhandlungen, welches der Welt Anfangs noch verborgen blieb, konnte Napoleon wohl zufrieden ſein, und er war es auch. In beſter Laune kam er, am Tage vor der beſtimmten Abreiſe, nach aufgehobener Tafel, in ſein Cabinet zurück, wo er ſich von ſeinem Kammerdiener der Gala entkleiden und ſeine gewohnte einfache Chaſſeuruniform anlegen ließ, in welcher er ſich immer am wohlſten befand. „Der Herzog von Rovigo ſoll kommen!"

Es war Savary, Adjutant des Kaiſers, welcher bei der Vertheilung der grand-fiefs de l'empire in Italien den Herzogstitel von Rovigo erhalten hatte. Er trat auf den Befehl des Kaiſers ein. „Nun will ich Gericht halten!" ſagte Napoleon mit heiterer Stirn. „Iſt der Verbrecher zur Hand, wie ich befohlen habe? Laſſen Sie ihn vorführen."

Eine kurze Weile verging, dann öffnete ſich die Thür des Cabinets von Neuem, und herein trat ein großer ſchöner Mann in der Uniform des hier garniſonirenden Küraſſierregiments, doch ohne Reiterdegen. Er verneigte ſich tief und ehrfurchtsvoll, dann richtete er ſich in militäriſcher Haltung auf, aber er ſenkte die

Augen vor dem durchdringenden Blicke, mit welchem ihn der Kaiſer maß.

„Sie heißen Rochefort?“ fragte Napoleon kurz und ſcharf.

„Armand Rochefort, Sire.“

„Ich kenne Sie. Warum tragen Sie das Kreuz der Ehrenlegion nicht, das Sie bei Auſterlitz bekommen haben?“

„Sire, ich bin Arreſtant und Angeklagter.“

„Recht! Solche gehören nicht zur Ehrenlegion! Wiſſen Sie, daß ich Sie werde erſchießen laſſen?“

„Wenn meines Kaiſers Majeſtät mich ſchuldig findet, ſo werde ich den Tod hier eben ſo wenig fürchten als auf dem Schlachtfelde.“

„Wie, Sie halten ſich wohl gar für unſchuldig?“ rief der Kaiſer.

„Ich habe gefehlt, Sire, und Strafe verdient, aber kein Verbrechen begangen.“

„Sie ſind überführt und haben geſtanden einen Verräther der verdienten Strafe entzogen zu haben — iſt das kein Verbrechen?“

„Ich habe nicht gewußt, daß er ein Verräther war — man gab mir einen anderen Grund an, aus welchem er verfolgt werde.“

„Und dieſer Grund, wenn's beliebt? Sie haben davon nichts ausgeſagt.“

„Weil ich es für unrecht hielt, Sire. Zu meiner

Entſchuldigung wollte ich nur anführen, was ich auf mein Gewiſſen als Wahrheit nehmen konnte."

„Ich befehle Ihnen aber jetzt zu ſprechen! Welchen Grund der Verfolgung jenes Verräthers gab man Ihnen an?"

„Wenn Eure Majeſtät befehlen: die Eiferſucht einer hohen Perſon."

„Bah!" ſagte Napoleon verächtlich. — „Ihre eigenen Motive aber zu den beiden Briefen, als deren Verfaſſer Sie ſich bekannt haben? Sie ſagen, daß Ihnen der Betreffende ganz unbekannt oder nur dem Namen nach bekannt geweſen, und dennoch haben Sie ſich für ihn intereſſirt! Jede Auskunft darüber verweigern Sie. Ich will auch das wiſſen."

„Sire, es handelt ſich hier um meine Ehre, welche ich durch eine Ausſage verletzen würde. Ich habe mein Vergehen eingeſtanden. Verurtheilen Sie mich."

„Glauben Sie, daß ich Ihre romanhaften Motive nicht kenne?" erwiderte der Kaiſer. „Wohlan, ich verurtheile Sie. Entfernen Sie ſich."

Rochefort verneigte ſich ſtumm und gehorchte. Im Vorzimmer wartete der Officier mit zwei Mann auf ihn, der ihn aus ſeiner Haft hierher geführt hatte und ihn wieder in Empfang nahm. Der Kaiſer aber ſetzte ſich mit heiterem Angeſicht an ſeinen Schreibtiſch, warf einige Zeilen mit ſeiner flüchtigen, oft kaum leſerlichen Handſchrift auf das Papier und übergab ſie

seinem Cabinetssekretair Menneval zur ungesäumten Ausfertigung. Bald darauf verließ ein Ordonnanzofficier das zum kaiserlichen Palais umgewandelte Regierungsgebäude und überbrachte das Schreiben dem Gouverneur, welcher davon nicht wenig überrascht war, dem darin ausgesprochenen Befehl aber augenblicklich nachkam. Der Major von Rochefort wurde danach in Freiheit gesetzt, mit der Ordre, binnen zwei Stunden Erfurt zu verlassen und sich nach Spanien zu begeben, wo er im Hauptquartier des Königs Joseph seine weitere Bestimmung zu erwarten habe.

Rochefort traute seinen Augen kaum. Wohl hatte er des Kaisers heitere Stirn bemerkt, die mit dem rauhen, unfreundlichen Tone, welchen er gegen ihn angenommen, im Widerspruche stand, aber es hatte ihn nur gekränkt, daß ihn sein Feldherr so gleichgültig, fast vergnügt verurtheilen konnte, da er sich doch unter seinen Augen bei Austerlitz in der Escadron der Escorte bei jener wüthenden Attacke, mit welcher Rapp die russische Garde zu Pferd in ihrem Siegeslaufe zurückgeworfen, das Ehrenkreuz verdient hatte! Nun war ihm die Meinung klar geworden. Zwei Stunden Zeit waren ihm noch bis zu seiner Abreise vergönnt — er konnte also seinen alten Verwandten, der eine so treue Anhänglichkeit an ihn gewonnen hatte, von der glücklichen Wendung seines Schicksals

in Kenntniß ſetzen, ehe er ſeine dienſtmäßigen Meldungen machte.

Odry weinte wie ein Kind, als der Vetter frank und frei ihm mit begeiſterten Worten die Gnade, die ihm widerfahren war, verkündigte. „O ich habe Ihm wohl auch Unrecht gethan, wie Dir!“ ſchluchzte der Marquis, der auf beſtem Wege war, ein Bonapartiſt zu werden. Hätte er die Möglichkeit geſehen, ſo wäre er am liebſten ſelbſt nach dem Palais geeilt, um ſeinen gerührten Dank zu den Füßen des Kaiſers niederzulegen. Er ließ ſich nun von Rochefort Alles, was ſeine Verhaftung und die mit ihm angeſtellten Verhöre betraf, genau erzählen und ſagte ihm, daß er morgen gleich nach Rudenthal hinausfahren wolle, wo ſich doch ein Herz, das ſich einiger Schuld gegen ihn anklagen könne, über ſein Schickſal tief betrübt habe, nun aber des glücklichen Ausgangs freuen werde. Rochefort bat ihn, ſich mit einer einfachen Anzeige zu begnügen und die Ruhe jenes Herzens, die ihm ewig heilig bleiben werde, nicht zu ſtören. Dann ſchied er.

Seine Begnadigung hatte er nur dem Umſtande zu danken, daß der Kaiſer ihn perſönlich kannte, ihm wegen ſeiner Auszeichnung bei Auſterlitz ſehr gewogen war und ſich daher über ſeine Angelegenheit einen genauen Vortrag hatte halten laſſen. Dabei waren allerdings auch andere perſönliche Verhältniſſe zur

Sprache gekommen, von welchen Napoleon noch keine Notiz genommen hatte; sie betrafen den flüchtigen westfälischen Officier und die Intrigue der schönen Dame, welche sich bereit gefunden hatte, die feinsten Netze um ihn zu spinnen, damit er, zutraulich gemacht, ihr einen Einblick in die geheime Verschwörung gestatte, der man auf der Spur war, ohne ihre Theilnehmer bis jetzt fassen zu können. Der Kaiser hatte die schöne Frau, die man ihm genannt hatte, hier im Gefolge der Königin von Westfalen gesehen und das Benehmen seines Bruders gegen sie nicht unbemerkt gelassen, so daß er die freimüthige Andeutung Rochefort's über den ihm angegebenen Grund der Verfolgung jenes Officiers gleich richtig verstanden hatte: Eifersucht gegen einen begünstigten, Seiner Majestät vorgezogenen Liebhaber! Indessen lag die Sache doch anders, wie Napoleon wußte. Dem Flüchtlinge fielen wirklich hochverrätherische Pläne zur Last, die er in aufgefangenen Briefen an seine Braut deutlich ausgesprochen hatte. Er mußte dazu Mitschuldige haben, und zwar nicht wenige, sonst wären jene Pläne eitle Hirngespinnste gewesen; darum hatte man ihn auch noch so lange in vermeintlicher Freiheit gelassen, ohne die Schlinge zuzuziehen und nur den Eifer seiner schönen Hüterin angespornt, ihn endlich rückhaltslos beichten zu lassen. Das Ziel schien ganz nahe zu sein, als die Verrätherei eines elenden Werk-

zeugs, das ſich von beiden Seiten hatte erkaufen laſſen, ihm mit unerhörter Frechheit zur Flucht verholfen hatte. Trotz ſeines verzweifelten Läugnens, trotz wahrhaft bewundernswerther Vertheidigung durch Angaben und Kunſtgriffe aller Art war der Erbärmliche nach kurzem Verhör ohne viele Umſtände im Feſtungsgraben nach dem Urtheilsſpruche eines Kriegsgerichts erſchoſſen worden. Das hatte man dem Kaiſer, obgleich es der Meldung kaum werth ſchien, auch berichtet, und er war damit zufrieden geweſen.

Der Gnadenact gegen Rochefort blieb überhaupt in Bezug auf Staatsverbrechen, zu denen man das Vergehen des ridicul-romanesken Provençalen doch gerechnet hatte, ſehr vereinzelt. Napoleon verfolgte alle Regungen des deutſchen Volksgeiſtes mit unerbittlicher Strenge. Wir dürfen nur an den unglücklichen Buchhändler Palm erinnern, der eine Broſchüre aus einem anderen Verlage: „Deutſchland in ſeiner tiefſten Erniedrigung" verſendet hatte, ohne ſie zu kennen, und dafür erſchoſſen wurde. Ein Brief des Freiherrn von Stein an den Fürſten Wittgenſtein in Doberan, der durch die Unvorſichtigkeit ſeines Ueberbringers in franzöſiſche Hände gefallen war, reizte Napoleon noch mehr, denn er ſprach die Hoffnungen aus, welche der preußiſche Miniſter für Deutſchland an die Erhebung Spaniens und die Rüſtungen Oeſterreichs knüpfte. Noch vor dem Er-

furter Congreß war dieſer Brief im franzöſiſchen Moniteur abgedruckt worden, und Stein, um nicht Urſache zu neuen Verwickelungen Preußens, das noch des Friedens bedurfte, mit Frankreich zu geben, hatte ſeine Entlaſſung gefordert, welche der König nur bis jetzt noch nicht genehmigt hatte.

Die Verabredungen mit dem Kaiſer Alexander gaben jetzt Napoleon freie Hand, ſeine Herrſchaft über den Weſten und das Herzland Europa's noch feſter zu begründen. Rußland hatte ſeinen Bruder als König von Spanien und alle Veränderungen, die er in Italien beliebt hatte, anerkannt, um ſeinerſeits gegen Schweden und die Pforte um ſich greifen zu können. Mit den größten Freundſchaftsbezeugungen zwiſchen beiden Monarchen wurde am Jahrestage der Schlacht von Jena, am 14. October, der Congreß zu Erfurt geſchloſſen. Alexander verabſchiedete ſich von Napoleon, der bald darauf dieſen letzten Beſuch mit ſeinem ganzen Hofſtaat erwiderte und dem Kaiſer von Rußland zu Wagen noch das Geleit auf der Straße nach Weimar bis zu der Stelle gab, wo ſie ſich bei Alexander's Ankunft zuerſt getroffen hatten. Eine letzte gefühlvolle Umarmung, dann getrennte Wege auf immer!

Für Deutſchland ſchien der Frieden geſichert. Oeſterreich hatte in Folge der wachſenden Macht Frankreichs und der Gewaltſchritte Napoleon's ge-

gen das ſpaniſche Königshaus, den Papſt und die italieniſchen Fürſten, großartige Rüſtungen begonnen, um auf alle Fälle gefaßt zu ſein. Der Grundſatz, welchen der franzöſiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten öffentlich ausgeſprochen hatte: „Was die Politik räth, hat rechtliche Geltung!“ ſtellte jeden Rechtszuſtand in Frage. Oeſterreich hatte daher zur Reorganiſation ſeines Heerweſens, an deſſen Spitze der Erzherzog Karl, ſein beſter Feldherr, getreten war, die umfaſſendſten Anſtalten getroffen, eine dreifache Reſerve für die Armee, eine Landwehr aus allen Klaſſen der Nation gebildet, deren Stärke in den deutſchen Erblanden wohl auf 300,000 Mann berechnet werden konnte, und auch die Militärgrenze zweckmäßiger zur Truppenſtellung organiſirt. Anfragen über den Zweck dieſer Rüſtungen waren ausweichend beantwortet worden: Oeſterreich habe nur die nöthigen Einrichtungen getroffen, um hinter ſeinen Nachbarn nicht zurückzubleiben. Durch dieſe Erklärungen nicht beruhigt, hatte der Kaiſer der Franzoſen dem Cabinet zu Wien eröffnet, wenn es ſeine Rüſtungen nicht rückgängig mache, ſei der Krieg unvermeidlich, er hatte die Fürſten des Rheinbundes aufgefordert, ihre Contingente bereit zu halten, und vielleicht den Congreß zu Erfurt auch aus dem Grunde veranſtaltet, um Oeſterreich durch ſein Bündniß mit Rußland zu imponiren. Da war denn wirklich, wie ſchon erwähnt,

als außerordentlicher Gesandter der General Vincent mit einem versöhnlichen Schreiben des Kaisers Franz in Erfurt erschienen, und Napoleon hatte demselben in einer Audienz am Tage seiner Abreise eine Antwort an seinen Herrn übergeben, in welchem er die friedlichen Versicherungen annahm, freilich in einem Tone, der nur dazu dienen konnte, noch mehr zu verletzen. Was Oesterreich noch sei, hieß es darin, sei es durch seinen Willen und seiner Politik gemäß, nur von ihm habe es abgehangen, Oesterreich zu zerstückeln oder wenigstens noch ohnmächtiger zu machen, als es sei. Das Wiener Cabinet nahm das vor der Hand schweigend hin, es wollte aber bald zeigen, daß Oesterreich nicht so ohnmächtig sei, als der übermüthige Gewalthaber meine, nur waren seine Rüstungen noch nicht vollendet.

Napoleon eilte jetzt nach Paris zurück, um die nöthigsten Regierungsgeschäfte zu ordnen und sich dann an die Spitze seines Heeres zu stellen, das, über 100,000 Mann stark, bereits die Pyrenäen überschritten hatte, durch eine feurige Proclamation im alten Style des Generals Bonaparte zu neuen Thaten begeistert. „Der Leopard befleckt durch seine Anwesenheit die pyrenäische Halbinsel. Er muß die Flucht ergreifen im Entsetzen vor eurem Anblick! Wir wollen unseren siegreichen Adler zu den Säulen des Herkules tragen und das uns zugefügte Unrecht rächen!

Ein langer Friede, ein dauerndes Wohlergehen wird der Lohn eurer Anſtrengungen ſein!" Die tapferen Krieger, die er ſeinem Ehrgeiz opferte, ſollten dieſen Lohn unter ſeiner Regierung nicht erleben. Weniger emphatiſch, aber klar ſprach der Kaiſer ſeine nächſten Abſichten im geſetzgebenden Körper zu Paris aus, betonte aber dabei, daß ſeine nächſten Wünſche nur auf den Frieden gerichtet ſeien und mit denen des Kaiſers von Rußland, ſeines unzertrennlichen Freundes in Frieden und Krieg, vollkommen übereinſtimmten. Zehn Tage nur dauerte ſein Aufenthalt in St. Cloud, ſeinem Reſidenzſchloſſe, am 29. October reiſte er nach Spanien ab, um den Krieg, wie den vorhergehenden, mit wenigen zerſchmetternden Schlägen zu beendigen.

Die Fürſten des Rheinbundes waren noch von Erfurt aus, unterm 12. October, angewieſen worden, ihre Truppen wieder auf den Friedensfuß zu ſetzen. Es gab unter ihnen auch ſehr kleine Herren, von denen einige ſpäter bei der Neugeſtaltung Deutſchlands 1815, trotz des Legitimitätsprincips, ihre Souveränetät aus verſchiedenen Gründen verloren haben: die beiden Fürſten von Salm, die von Yſenburg, Arenberg und die von der Leyen, obgleich Letzterer eine halbe Quadratmeile Land mehr beſaß als der beſſer befürwortete Liechtenſtein, nämlich zwei und eine halbe. Er hatte 29 Mann zur Rheinbunds-

armee zu ſtellen, der Liechtenſteiner 40. In der ſtraffen Organiſation, welche Napoleon den Truppen gab, die er von ſeinen Vaſallen forderte, fanden aber auch die kleinſten Contingente ihren Platz und gingen in den größeren auf. Die fünf ſächſiſchen Fürſten Erneſtiniſcher Linie, von denen Gotha damals größer als Weimar war, die beiden ſchwarzburgiſchen und die vier reußiſchen Fürſten, alſo zuſammen eilf Thüringer, die ſich in 183 Quadratmeilen theilten, mußten Napoleon für ſeine Zwecke eine Blutſteuer von 4000 Mann ſtellen; dieſe haben ſich für ihn als brave Soldaten geſchlagen und ſind oft genug geopfert worden, um ſeine Franzoſen zu ſchonen.

Jetzt aber war in der goldenen Aue und den ſchönen Bergen und Thälern des geſegneten Thüringens noch tiefer Friede, die Kriegsgefahr ſchien glücklich vorüber gegangen, und die Menſchen genoſſen behaglich die Gegenwart, ohne ſich um die Zukunft zu kümmern. In kleinen ſtaatlichen und Gemeindeverhältniſſen reicht der Blick nicht weit. Was draußen in der Welt geſchah, erfuhr man aus den Zeitungen, deren es damals nicht ſo viele gab, als jetzt, und die höchſtens zweimal in der Woche erſchienen. In kleine Orte oder auf das platte Land gelangten ſie oft ziemlich veraltet, ſie waren eben noch kein Bedürfniß des Lebens geworden. Ihre Nachrichten aus anderen Ländern las man immer noch zeitig genug:

was kümmerte einen ehrlichen deutſchen Kleinſtädter oder Landbewohner der Krieg, den Napoleon in Spanien führte? Sie waren nur erſtaunt, daß er ſchon dort ſein ſollte, da er doch erſt vor drei Wochen hier im Lande, in Erfurt geweſen war; er mußte fliegen können! Armes Volk! Du ſollteſt bald ein recht großes Intereſſe an jenem Kriege nehmen, in welchem deine Söhne ihr Blut für Deutſchlands Unterdrücker vergießen mußten!

Auf die Hochfluth der Feſtlichkeiten mit ihrem Glanz und Luxus war in Erfurt die Ebbe gefolgt, die Stadt hatte ſich allmählich von der Maſſe der Fremden entleert und das gewöhnliche Leben trat wieder ein, wenn ſich auch diejenigen der Einwohner, die in den großen Wochen viel Geld verdient hatten, noch eine Weile damit gütlich thaten. Wer die Stadt mitten im Drange und Treiben jener Zeit verlaſſen hatte und jetzt erſt zurückkehrte, mußte glauben, daß ſie förmlich ausgeſtorben ſei. So erging es dem Marquis von Odry, als er von ſeiner Reiſe nach Rudenthal wieder in Erfurt einfuhr. Unterwegs war ihm das Verſprechen, das er ſeinem kränkelnden alten Freunde gegeben hatte, ein paar Mal wieder leid geworden, jetzt aber, als er die öden Straßen ſah und zwiſchen den ſteinernen Häuſermaſſen auf dem ſchlechten Steinpflaſter nach ſeiner kleinen Wohnung gefahren wurde, glaubte er ein ganzes

Jahr und länger entfernt gewesen zu sein, so fremd und unangenehm war ihm Alles geworden, und er dachte mit Befriedigung daran, daß es ja nur von ihm abhänge, wie bald er die Stadt wieder mit dem herrlichen Waldgebirge vertauschen wolle.

Er war bald nach der Abreise seines Vetters Rochefort, wenn auch nicht gleich am folgenden Morgen, da er noch mancherlei Erkundigungen einziehen wollte, nach Rudenthal gereist, und hatte hier durch die Nachricht, die er brachte, ganz wie er erwartet, große Freude erregt. Frau von Breitung war ganz begeistert gewesen, als er nach Rochefort's Mittheilungen dessen Gespräch mit dem Kaiser, die Worte Napoleon's und die unmittelbar darauf folgende überraschende Begnadigung erzählt hatte. „Diese Großmuth! Diese Hoheit, welche erhaben ist über alle die kleinlichen und ohnmächtigen Complotte, die ihm nichts schaden können! Begreifst Du nun, Lolo, daß der Enthusiasmus, den die ganze Welt Ihm weiht, ein gerechter ist? Wir wollen Gott danken, aus unglücklichen Beziehungen erlöst zu sein, die uns nur in's Verderben gestürzt hätten!"

Ob Lodoiska die Beziehungen, auf welche die Tante anspielte, für gelöst hielt, darüber hatte sie sich, wie oft sie auch darüber befragt worden war, nicht ausgesprochen. Aber durch die Nachricht, welche Odry gebracht, war ihr Herz von einem drückenden

Gefühle erleichtert, ſie hatte doch nach Allem, was man ihr betheuert hatte, an die Beweggründe Rochefort's zu ſeinem für ihn eben ſo gefährlichen als unbegreiflichen Schritte glauben müſſen. Gleichviel, ob ſie ihn durch ihr Benehmen, wie es wirklich der Fall geweſen, zu keiner Hoffnung berechtigt, oder im Gegentheil, wovon ihr Gewiſſen ſie frei ſprach, aufgemuntert hatte, ſo war doch ſeine Neigung zu ihr die Urſache geweſen, die ihn zu der Unbeſonnenheit, ſtrafbar in ſeiner Stellung, verleitet und in's Unglück geſtürzt hatte. Nun war das vorüber, der Kaiſer hatte ihn begnadigt und ihm ein neues Feld der Ehren eröffnet: Lodoiska konnte nicht erwarten, ihn je wieder hier zu ſehen, und auch das war ihrem Herzen eine Erleichterung. Daß er unter neuen Eindrücken und neuen Bekanntſchaften, im Lande der ſchönſten Frauen, im Kriege ſie leicht vergeſſen werde, glaubte ſie gewiß, und ſie wünſchte ihm ein reiches Lebensglück.

Dem Großvater war die übereilte Reiſe, die er eigentlich gegen den Rath der beiden zur Conſultation vereinten Aerzte unternommen hatte, nicht gut bekommen, er hütete wieder das Bett und mußte vor Aufregung bewahrt werden. Daher konnte ihm die Anweſenheit des Marquis und die gute Nachricht, welche er ſeinem Vetter gebracht hatte, erſt nach zwei Tagen erzählt werden und auch er freute ſich darüber. „Das

iſt eine magnanimité, ma chere enfant," ſagte er, die ich dem ſteinharten Bonaparte nicht zugetraut hätte, wenn ich daran denke, wie er den Herzog von Enghien, deſſen Antheil an der Pichegru'ſchen Affaire nicht einmal erwieſen war, und vor zwei Jahren den armen Palm, der gar nichts verbrochen hatte, erſchießen ließ. Rochefort muß einen guten Fürſprecher gehabt haben."

„Keinen, als ſeinen eigenen Waffenruhm!" erwiderte Lodoiska, und ſie erzählte nach Odry's Mittheilungen den Moment in der Schlacht bei Auſterlitz, wo Rochefort noch als capitaine en second bei der Escadron geſtanden, welche gerade den Dienſt der Escorte des Kaiſers gehabt und ſich, als das ruſſiſche Regiment Gardes-à-cheval unter den Augen Napoleon's vier franzöſiſche Carré's geſprengt und die Grenadiere zu Pferde ſammt der Mameluken-Escadron geworfen, den Ruſſen in die Flanke geſtürzt und dadurch die gefährliche Kriſe glücklich gewendet hatte. Das Soldatenkind ſchilderte die Scenen ſo lebendig, als habe es denſelben beigewohnt; ihr Großvater, obgleich bis zum kurmainziſchen General aufgeſtiegen, war ſelbſt nur zu wenig Soldat, um die Wahrheit ihrer Schilderung recht würdigen zu können. Er belächelte ſie und ſagte:

„Jeanne d'Arc! Dein Dunois iſt alſo einer der Helden dieſer denkwürdigen Attacke geweſen und

hat ſich dadurch empfohlen. Es iſt mir lieb, daß er nicht Deinetwegen erſchoſſen worden iſt."

Mit Odry, als dieſer zu ihm kommen gedurft, hatte er noch mehr über ſeinen Vetter geſprochen, was aber nicht einmal Frau von Breitung erfuhr. Er hatte dann den Marquis gebeten, ganz, wenigſtens den Herbſt und Winter, in Rudenthal zu bleiben, was dieſer endlich angenommen hatte, weil er ſich in Erfurt jetzt allerdings ſehr einſam und verlaſſen fühlen mußte. Er war nur noch einmal nach der Stadt gefahren, um, wie er ſagte, ſein Haus zu beſtellen. Vor einigen Jahren war ihm der alte treue Diener geſtorben, der ihm aus Frankreich bei der Auswanderung gefolgt war und alle Schickſale mit ihm getheilt hatte, ſeitdem war eine ehrbare verwittwete Erfurterin an ſeine Stelle getreten, welche den Marquis zwar, wie ſeine wohlgenährte Figur zeigte, trefflich gepflegt, ſein kleines Hausweſen auch in der beſten Ordnung gehalten, ihn ſelbſt aber allmählich ſtreng unter ihren Pantoffel gebracht hatte, was er ſelbſt auch gar nicht leugnete. Mit dieſer ſeiner Hausobrigkeit mußte er, nicht bloß für ſeine mehrmonatliche Abweſenheit, ſondern auch für den Fall ſeines Todes, da er doch ſchon alt genug dazu war, die nöthigen Verabredungen treffen, auch hatte er ſeine Papiere und Correſpondenzen, die er ſelbſt nach ſeinem Ableben nicht in fremde Hände fallen laſſen wollte, zu ordnen,

Unwichtiges davon zu verbrennen, den Reſt mit nach Rudenthal zu nehmen. Es vergingen daher mehrere Tage, ehe er wieder an die Abreiſe nach dem Gebirge denken konnte. Was ihn vor allen übrigen Gründen beſtimmt hatte, der wiederholten Einladung des Generals nachzugeben, war der Gedanke, daß er in Rudenthal ein treuer Hüter und Anwalt für ſeinen Vetter Armand ſein könne. Dieſer hatte ihm zwar keine Vollmacht dazu gegeben, im Gegentheil ihn gebeten, nichts zu ſagen, was den Herzensfrieden des jungen Mädchens, der ihm ſtets heilig bleiben werde, in irgend einer Weiſe ſtören könne, aber dies Herz war ja, wie ihm die Tante im tiefſten Geheimniß vertraut hatte, durch Armand's Edelmuth gerührt und durchaus nicht gleichgültig gegen ihn, es litt nur noch an der Wunde, die ihm auf eine empörende Weiſe geſchlagen worden war; dieſe Wunde mußte aber bald heilen, da es nicht die Liebe, ſondern nur das Selbſtgefühl war, welches verletzt worden, denn ihre Liebe hatte der Verlobte nicht beſeſſen oder er hatte ſie längſt verſcherzt, das behauptete Frau von Breitung mit Beſtimmtheit. So konnte Armand Rochefort hoffen, daß Lodoiska ihm ihr Herz mit voller Liebe, die ſchon jetzt ihr unbewußt darin keimte, einſt, wenn die Zeit ihr Recht geübt, zuwenden werde, und der Marquis wollte dazu mit allem Zart-

gefühl beitragen. Es war ein ſchöner Nachſchimmer, der dadurch auf ſeine alten Tage fiel.

Hatte denn aber Tante Breitung Recht? Sie war davon ſelbſt nicht ganz überzeugt. Es wäre aber doch unerhört geweſen, wenn Lolo wirklich dem Treuloſen noch einen Funken von Zuneigung bewahrt hätte. Nicht allein hatte er, obgleich er nur einige Straßen entfernt, in demſelben Orte, wenn auch verborgen, ſich aufhielt, ſeit dem erſten und einzigen Briefe, den der Büchermann gebracht, nichts mehr von ſich hören laſſen, und Hille, der noch einmal da geweſen, hatte erzählt, daß er ganz wohl und munter ſei, aber auf Befragen, ob er ihm nicht Etwas zu beſtellen mitgeben wolle, kurzweg Nein geantwortet habe, ſondern er hatte jetzt auch Erfurt verlaſſen, ohne das kleinſte Zeichen des Abſchiedes. Was ließ ſich anders annehmen, als daß er, verzaubert von dem ſchönen Iltis, dem er ſich ganz hingegeben, nach Kaſſel gefolgt und dort auf ihre wirkſame Verwendung bei dem galanten Könige vollſtändig pardonnirt ſei? Die Tante hatte es für ihre Pflicht gehalten, dieſe Meinung offen gegen Lodoiska auszuſprechen, darauf aber nur einen ihrer ſtolzen Blicke zur Antwort bekommen. Nichts deſto weniger glaubte ſie, daß ihr Wort wie ein gutes Samenkorn auf fruchtbaren Boden gefallen ſei, denn Lodoiska war ſeitdem tiefſinniger geworden, ſie ſaß zuweilen ganz wie abweſend

mit ihren Gedanken, und plötzlich kam eine fliegende Röthe in ihr Geſicht und ſie ſtand raſch auf, wie erſchreckt. Da mochte ſie ſich wohl ſelbſt geſagt haben, daß Riedleben mit der Heidefeld abgereiſt ſei und ſie vergeſſen habe. Endlich ſprach Lodoiska ſogar einmal von ihm. „Es hat etwas Unheimliches, daß wir keine Gewißheit haben!“ ſagte ſie. „Deine Annahme, daß er in Kaſſel Gnade geſucht, ſich alſo als ein Abtrünniger der herrſchenden Gewalt unterworfen habe, würde von ſelbſt, wie auch er ſehr gut weiß, unſeren Bruch bedeuten — es war ja überhaupt noch gar nicht vor der Welt ausgeſprochen ... Aber kann es nicht auch ſein, daß er in die Hand ſeiner Feinde gefallen iſt, daß ſie ihn ſpurlos beſeitigt haben? Dieſe Ungewißheit iſt unheimlich!“

„Wenn ſich nur der gute Hille einmal wieder bei uns ſehen ließe,“ erwiderte die Tante. „Dann würden wir bald im Klaren ſein. Er weiß Alles, er hat gewiß die genaueſten Nachrichten, wann und wie ſie miteinander abgereiſt ſind, vor dem alten imbecillen Mann hat ſie ſich nie genirt, den werden ſie auch jetzt vollſtändig ignorirt haben. An die andere Möglichkeit glaube ich nicht, dann wäre Hille ſchon bei uns geweſen. Ich begreife überhaupt nicht, wo er bleibt, es iſt mir ſehr unangenehm, denn ich habe nichts zu leſen und der grauſige lange Winter ſteht vor der Thür. Dein Großvater iſt zu eigenſinnig,

daß er uns diesmal hier einschneien lassen will! Der Marquis wird uns zwar ein kleiner Trost sein, aber seine alten Geschichten von Marie Antoinette, der Lamballe und so weiter werden nachgerade langweilig, und Neuigkeiten aus der Umgebung des Kaisers, die er sonst immer erfuhr, kann er hier nicht haben. Das Ausbleiben von Hille, der sonst immer so pünktlich ist, wird mir auch unheimlich, Lolo!"

Odry kehrte endlich zurück. Er freute sich, daß er bei seiner Ankunft den General neben Lodoiska am Fenster erblickte, er war also auf dem Wege der Besserung oder vielleicht schon genesen, seine unverwüstliche Natur hatte ihm wieder durchgeholfen. Friedrich kam heraus, abpacken zu helfen, der Marquis gab ihm selbst die Cassette, in welche er seine Papiere und einige Pretiosen, die er noch besaß, gelegt hatte. „Excellenz wieder gesund, wie ich sehe?" fragte er. Der Diener bestätigte es und Odry eilte, dem alten Herrn seine Freude selbst auszusprechen.

Frau von Breitung hatte noch nicht Toilette gemacht, sie mußte aber zweimal klingeln, ehe ihre Christel erschien, welche unten mit dem Erfurter Lohnkutscher, einem alten Bekannten, lebhaft sprach. Endlich kam sie — mit ganz verstörten Mienen.

„Was hast Du? Erschrecke mich nicht!" rief ihre Herrin.

„Der Hille ist von den Franzosen erschossen," sagte die Zofe selbst ganz außer Fassung.

„Jesus Maria!" schrie die Breitung entsetzt. „Weshalb?"

„Das wußte der Kutscher nicht, das hat kein Mensch erfahren. Der Kutscher hat die Sache erst gestern gehört, von der Frau, bei der unser armer Hille gewohnt hat, ihr Junge hat es ausspionirt. Wenn sie den erschossen haben, so wird wohl noch Mancher an die Reihe kommen! Er hat's nicht um sie verdient."

Fünfzehntes Capitel.

Die Sturmvögel.

Die Nachricht über den Tod dieſes neuen Opfers franzöſiſcher Verfolgung machte ſelbſt den General, der ſonſt nie Etwas mit dem Büchermann zu thun gehabt, betroffen. Was konnte der Menſch verbrochen haben? Hatte er vielleicht im Dienſt jener geheimen Verbindung geſtanden, die auf eine Revolution gegen die Franzoſenherrſchaft hinarbeitete?

Frau von Breitung war nicht zweifelhaft über den Grund der Verurtheilung. Es mußte verrathen worden ſein, daß Hille von Riedleben zu mancherlei Aufträgen gebraucht worden war, wie ſich der Unglückliche ſelbſt gegen ſie gerühmt hatte, ihre Warnung, darüber ſeine franzöſiſche Parole nicht zu vergeſſen, war von ihm nicht beachtet worden und der Arme hatte dann für den Vornehmen, der ſeinen Kopf beſſer aus der Schlinge zu ziehen verſtanden,

bluten müſſen, während dieſer nun im neuen Glücke ſchwelgte.

„O nein! Auch er wird der Rache der Franzoſen geopfert worden ſein!“ ſagte Lodoiska aufgeregt. „Ich kann, ich mag es mir nicht anders denken!“

„Kind, Du wünſcheſt es wohl gar?“ rief die Tante.

„Ich will ihn lieber todt, als falſch und ehrlos, dem Vaterlande abtrünnig wiſſen,“ erwiderte das Mädchen mit einem Blicke, vor welchem die Tante ſich hätte bekreuzen mögen. Ihr war aber die Glorie des Märtyrerthums, welche ſich in Lodoiska's Gedanken um das Bild der Verſchwundenen zu weben ſchien, durchaus nicht angenehm, ihre eigenen Pläne wurden dadurch geſtört, ſie ſuchte deshalb die Wahrſcheinlichkeit, daß Riedleben entdeckt, gefangen und gerichtet worden ſei, zu widerlegen. Lodoiska hörte ſie ſchweigend an und ließ ſich auf kein Geſpräch darüber ein, weder jetzt, noch ſpäter. Auch dem Großvater, der mit ihr gleicher Meinung zu ſein ſchien, ſtand ſie nicht Rede, als er ſie fragte, ob ſie glaube, daß Hille's Tod vielleicht einen ſchlimmen Zuſammenhang mit Riedleben's Verſchwinden haben könne. „Wer kann das wiſſen!“ antwortete ſie.

Die Zeit brachte auch keine Aufklärung. Wochen und Monate vergingen, ohne daß irgend eine Kunde

oder ein Anzeichen nach Rudenthal gekommen wäre, aus dem man hätte entnehmen können, ob Riedleben ſich nach der Meinung der Tante gerettet habe, oder ehrenhaft für ſeine Ueberzeugung untergegangen ſei. Dagegen brachten die Zeitungen nach und nach viel andere wichtige Nachrichten, und auch der Marquis erhielt, trotzdem es die Breitung bezweifelt hatte, von ſeinem geheimen Correſpondenten manchen intereſſanten Brief, aus dem er mittheilte, was er für paſſend hielt. Noch vor dem Weihnachtsfeſte wußte er, daß Napoleon den Krieg in Spanien durch große Siege beendigt, Madrid eingenommen und das engliſche Heer mit furchtbaren Verluſten zur Einſchiffung gezwungen habe. Die ſämmtlichen Pferde der britiſchen Cavallerie, die ſie nicht mitnehmen konnten, waren auf Befehl ihres Obergenerals, jedes von ſeinem Reiter, erſchoſſen worden, mehrere tauſend an der Zahl.

„Keine Sentimentalität!“ ſagte der General, als Lodoiska das eine Barbarei nannte, bei deren Ausführung wohl mancher brave Reiter ſein treues Thier nur unter Thränen gemordet haben werde. „Nun, Marquis, mit Spanien iſt Napoleon fertig, jetzt werden wir ihn bald wieder in Deutſchland ſehen, um ein Wort mit Oeſterreich zu reden.“

„Gewiß ſind ſeine tapferen Regimenter ſchon auf dem Rückmarſch,“ fügte die Tante hinzu. „Haben Sie

denn gar keine Nachricht von Ihrem Couſin? Hoffentlich ſehen Sie ihn glücklich und mit Ehren gekrönt im Frühling wieder."

„Ich habe keine Nachricht von ihm," entgegnete der Marquis. „Auch glaube ich nicht, daß die ganze Armee Spanien verlaſſen wird, denn der neue Thron ſteht noch keineswegs feſt, und mit Spanien iſt man noch lange nicht fertig. Die Engländer, welche die See beherrſchen, können auf allen Punkten der Küſte wieder landen. Hier ſteht ein langer Krieg in Ausſicht, ein Krieg in der Weiſe von den Spaniern geführt, wie unſer Vendéekrieg glorreichen Andenkens, der vielleicht auch einen anderen Ausgang genommen hätte, wenn er von den Engländern kräftig unterſtützt worden wäre. Welches Blutvergießen, welche Kriege hätten dadurch vermieden werden können! Auf dem Throne des heiligen Ludwig ſäße dann kein Bonaparte, ſondern Ludwig XVIII., wenn auch ſein unglücklicher Vorgänger, das arme Kind, den Händen der Schreckensmänner nicht hätte entriſſen werden können."

Wenn Odry auf dieſen Punkt kam, war er unerſchöpflich, Frau von Breitung hatte ſchon aus ihrem Achatdöschen ungeduldig mehr als eine Priſe genommen, aber der General ſchnitt ſeinem Freunde die Rede ab. „Laſſen Sie gut ſein," ſagte er. „Mit Spanien iſt er doch fertig, wenn auch die Eng-

länder wieder kommen, um ſich mehr Schläge zu holen. Eine Armee wird dort bleiben, das glaube ich auch, indeſſen hat er ja Armeen genug, um auch mit Oeſterreich fertig zu werden. Ein Wahnſinn, noch mit ihm anzubinden. Werde nicht unruhig, Lolo, es iſt nicht anders."

Lodoiska enthielt ſich mühſam der Entgegnung. In ihrem Geiſte lebte die Ueberzeugung, daß ſich große Ereigniſſe vorbereiteten, daß das kommende Jahr wirklich, wie ihr Verlobter einſt ausgeſprochen hatte, das Jahr der Entſcheidung werden müſſe. Er hatte gehofft, dann auch ſeine Kraft dazu einſetzen zu können.... Es ſollte nicht ſein!

Das verhängnißvolle Jahr kam. Die Spannung zwiſchen Oeſterreich und Frankreich hatte einen Grad erreicht, daß ein Krieg unvermeidlich geworden; keinen günſtigeren Zeitpunkt konnte Oeſterreich finden, die Waffen zu ergreifen, als jetzt, wo Napoleon mit ſeiner Hauptmacht in Spanien kämpfte: wäre es nur mit ſeinen Rüſtungen zu rechter Zeit fertig geweſen! Auf ſolche Schnelligkeit der Operationen, auf ſo entſcheidende Siege Napoleon's hatte man in Wien nicht gerechnet. Nun war die ſo vortheilhafte Situation ſchon verändert, der Kampf mußte ein furchtbarer werden, aber noch immer glaubte man, den Sieg zu erringen, und rechnete dabei auf eine Erhebung des deutſchen Volks. Erzherzog Karl war die

Seele des ganzen Krieges. Der Kaiser der Franzosen sah den Sturm kommen, schon von Valladolid aus, auf der Rückreise nach Frankreich als Sieger, erließ er eine neue Aufforderung an die Fürsten des Rheinbundes, sich zu rüsten, und gab seinen nach Spanien im Marsch begriffenen frischen Truppen die Richtung nach dem Rheine.

In den deutschen Ländern, wo die Einführung der Conscription ohnehin schon viel Unzufriedenheit erregt hatte, verbreitete sich eine neue Aufregung, als die Mannschaften, welche kaum beurlaubt waren, wieder zu den Fahnen berufen wurden. Schon in den ersten Februartagen hatten der Fürst Primas und der Herzog von Nassau-Weilburg, als Vorsitzende, jener des sogenannten königlichen Collegiums (wozu außer den vier Königen auch die fünf Großherzoge gehörten), dieser der Fürstenbank von dreißig Mitgliedern, die Requisitorialschreiben erlassen, durch welche eine Macht von 120,000 Mann Rheinbundstruppen aufgebracht werden konnte: brave deutsche Soldaten, welche nicht für ihr Vaterland, nicht für ihre angestammten Fürsten[x], sondern für einen fremden Gewalthaber ihr Blut vergießen sollten. Auch in den thüringischen Landen erfolgte bald die Einberufung der Beurlaubten und neue Aushebung, aus Rudenthal wurden mehrere Burschen genommen, und die Klagen ihrer Angehörigen fanden in keinem Herzen ein größeres Mit-

x in Bayern Sol.

gefühl, als in dem des Fräuleins von Goldenau, das außerdem von dem heißen Unwillen über die Erniedrigung deutscher Fürsten zu willenlosen Werkzeugen des Fremden erfüllt war. Vielleicht las kein deutsches Mädchen in jenen Tagen die Zeitungen mit größerem Interesse, als Lodoiska, sie erregte dadurch das Lächeln ihres Großvaters, der mit ziemlicher Indifferenz den sich vorbereitenden Ereignissen entgegen sah, weil er deren Ausgang vorher zu wissen glaubte. Darin war er ganz einverstanden mit seiner Nichte Breitung, wenn er auch deren Vorliebe für den Kaiser und die Franzosen nicht theilte.

Eine Zeit lang schien es, als wenn der Frieden doch noch erhalten werden sollte, der französische Moniteur, aus welchem die deutschen Landeszeitungen Auszüge brachten, nahm wieder eine versöhnlichere Sprache an, die Ursache wurde erst späterhin bekannt: Kaiser Alexander hatte eine Vermittelung versucht. Er wollte durch einen Bund der drei Kaiser und gegenseitige Garantieen den Frieden erhalten wissen, sollte auch, wie es nachher hieß, zu allseitiger Ausgleichung eine Theilung der Türkei, à la mode de Pologne, vorgeschlagen haben. Indessen mochte Oesterreich darin nur eine Falle gesehen haben: Was sind Garantieen! Der Kaisertochter Maria Theresia war ihre Erbschaft auch garantirt worden, und kaum hatte ihr Vater die Augen geschlossen, so waren die Ga-

ranten selbst darüber hergefallen. Wenn Oesterreich auf den Türkenhandel einging und seine Truppen nach Ungarn marschiren ließ, standen seine westlichen Thore jedem beliebigen Einmarsch offen, und Napoleon hatte ja schon seine lieben Bayern, die er voranschieben konnte, hart an den Thoren Oesterreichs stehen. So wurde wenigstens in der Welt damals der leitende Gedanke der österreichischen Politik angesehen, seitdem hat sich Vieles darüber geklärt. Der Vermittelungsversuch scheiterte, wie in unseren Tagen der vorgeschlagene Congreß 1866, und die Rüstungen dauerten fort. Eine Kriegserklärung war noch nicht erfolgt, indessen verließ der französische Gesandte Ende Februars Wien, der österreichische München, Graf Metternich in Paris mußte zwar noch auf seinem Posten ausharren und friedliebende Betheuerungen machen, aber Niemand glaubte diesen, und die französischen Blätter nahmen bald wieder einen Ton an, der, selbst abgeschwächt, wie ihn die deutschen Zeitungen wieder gaben, unerhört schien. Sie hatten es besonders auf die österreichischen Prinzen gemünzt, die an der Spitze der Kriegspartei standen, das Schicksal des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen wurde ihnen als Warnungstafel hingestellt, und ein französisches Blatt sagte ihnen sogar: Es ist nicht das erstemal, daß Cadets (jüngere Söhne) des Hauses Lothringen, das zu den Großofficieren der franzö-

ſiſchen Krone gehört, die Hand nach dem Diadem Karl's des Großen ausgeſtreckt haben! Napoleon ſah ſich als den Nachfolger Karl's des Großen an, den die Franzoſen bis auf unſere Tage zu einem der Ihrigen ſtempeln wollen, obgleich er der König eines deutſchen Volks, der Franken, er ſelbſt kerndeutſch an Leib und Seele war, deutſch ſprach und in deutſchen Orten Hof hielt, und es überhaupt damals noch gar kein franzöſiſches Volk, keine franzöſiſche Sprache gab.

Oeſterreich glaubte, wenn es ſein Banner entfaltete, nicht allein zu ſtehen, es rechnete auf die Erhebung der Völker. Die deutſchen Fürſten waren durch ihr Intereſſe oder durch die Scheu vor Napoleon's Macht an Frankreich gefeſſelt, darum wandte man ſich nicht an ſie, ſondern forderte, über ſie hinweggehend, wie es nur die neuen Revolutionsparteien verlangen können, ihre Unterthanen auf, mit den öſterreichiſchen Waffen gemeinſchaftliche Sache zu machen. Das wurde in Sachſen verſucht, in den ehemals preußiſchen Fürſtenthümern Ansbach und Bayreuth, ſelbſt in Bayern. Auch Drohungen blieben nicht verſchmäht. In einer Proklamation an das bayeriſche Volk hieß es: „Hört es, ihr Bayern! Alle diejenigen, die von ächtem deutſchen Patriotismus beſeelt ſind, werden von ihrem ehemaligen Reichsoberhaupte, das mit der deutſchen Krone nicht auch das deutſche Vaterherz

abgelegt hat, kräftig unterstützt und, wenn sie sich dessen würdig machen, kaiserlich belohnt. Hingegen wird Strafe und Schande denjenigen auf dem Fuße folgen, die, des deutschen Namens vergessend, die ihnen angebotene Rettung verschmähen und lieber dem allgemeinen Feinde anhängen, als dem väterlichen Befreier." Daß diese Proklamation in allen deutschen Ländern, die nicht unter die Fremdherrschaft gekommen waren, ganz wirkungslos blieb, verstand sich bei dem Sinne des deutschen Volks und seiner Treue zu den angestammten Fürstenhäusern von selbst. Eben so wenig wirkten ähnliche, welche von geheimen Agenten im Großherzogthum Warschau und in Italien verbreitet wurden. Oesterreich hatte aber vorzüglich auf Norddeutschland, auf das Volk in Westfalen, das einen Franzosen zum König und eine völlig französische Regierung bekommen hatte, und auch auf die erbitterte Stimmung in Preußen gerechnet — und nicht ohne Grund. Schon im März regte es sich hier, einzelne Männer wagten sich mit kühner That hervor, aber sie waren nur die Sturmvögel, welche den künftigen Orkan, unter welchem Napoleon's Weltherrschaft zusammenbrechen sollte, ahnen ließen. Ihre Unternehmungen schlugen sämmtlich fehl. Volkserhebungen können nur Erfolge haben, wenn sie sich auf eine organisirte Militärmacht stützen können. Preußen, die einzige in Norddeutschland, auf die zu rechnen war,

hatte die Kraft dazu noch nicht wieder gewonnen und mußte sich fern halten. Eigenmächtige Handlungen gut zu heißen, war auch des Königs Wille nicht: dazu konnte er sich erst in einem großen Momente vier Jahre später entschließen. Jetzt war der Staat noch in seiner inneren Wiedergeburt begriffen, der hochherzige Mann, der das Werk mit sicherer Hand begonnen, der Freiherr von Stein, war zwar zurückgetreten, vom Könige auf sein wiederholtes Abschiedsgesuch entlassen, und Napoleon hatte ihn von Madrid aus geächtet — einen „gewissen" Stein, wie sich der Erlaß eben so hochmüthig als lächerlich über den weltbekannten, gewaltigen Mann ausdrückte — aber sein Werk wurde fortgesetzt und das Volk in seiner ganzen Entwickelung, besonders in Waffen gekräftigt. Noch war es jedoch nicht an der Zeit, diese zu gebrauchen. Darum mißbilligte auch der König mit strenger Ahndung, was von zweien seiner Unterthanen auf eigene Verantwortung begonnen wurde: Katte und Schill.

Der Erstere, ein inactiver Officier, hatte den kühnen Gedanken, sich durch einen Handstreich der Festung Magdeburg, welche jetzt westfälisch war, zu bemächtigen. Mit einem Haufen bewaffneter Bauern setzte er über die Elbe in der festen Hoffnung, daß sich das Volk in den abgetretenen preußischen Landen, im Magdeburgischen, Halberstädtischen und in der Altmark,

der Wiege der preußiſchen Monarchie, wie Ein Mann erheben und das Beiſpiel auch für die anderen zum Königreich Weſtfalen geſchlagenen Fürſtengebiete geben werde. Dort glühten ſchon einzelne Funken unter der Aſche, und zwei beraubte Fürſten, der Kurfürſt von Heſſen und der Herzog von Braunſchweig-Oels, nährten die Gluth. Aber nur der Letztere zog das Schwert zur That, der Erſtere konnte ſich nicht einmal entſchließen, für das große Werk von ſeinen geretteten Schätzen viel zu ſpenden, dazu hatte er dieſe viel zu lieb. Katte's voreiliges Losbrechen mißglückte, er mußte endlich flüchten und eilte nach Böhmen zum Herzoge von Braunſchweig, der, von Oeſterreich als Reichsfürſt anerkannt, in Nachod ein Corps organiſirte, zu welchem gar viele entlaſſene preußiſche Officiere und Soldaten ſich ſammelten, mehrere im Dienſt ſtehende junge Leute ſogar deſertirten, um gegen die Franzoſen zu kämpfen.

Von all' dieſen Bewegungen brachten die Zeitungen in den Rheinbundsländern, wenn ſie auch gut berichtet waren, nicht die volle Wahrheit. Das Intereſſe war auch mehr auf den beginnenden Krieg zwiſchen den beiden Kaiſern gerichtet. Der Aufruf des Erzherzogs Karl an das Heer ließ daran keinen Zweifel mehr, und ſeine Worte zündeten wohl in manchem deutſchen Herzen freudige Hoffnungen an. „Wenn alle Verſuche fruchtlos ſind, unſere Selbſt-

ständigkeit gegen den unersättlichen Ehrgeiz eines fremden Eroberers zu bewahren", hieß es darin, „wenn die Nationen um uns fallen und die rechtmäßigen Regenten von ihren Völkern gerissen werden, wenn die Gefahr allgemeiner Unterjochung auch das Vaterland bedroht, dann erwartet dieses von uns seine Rettung, und wir stehen zu seinem Schutze bereit. Die Freiheit Europa's hat sich unter unsere Fahnen geflüchtet." Zwei Tage nach diesem Aufruf, am 8. April, erließ der Kaiser Franz eine Proklamation an seine Völker, am 9. April wurden die Feindseligkeiten von den Oesterreichern angekündigt, am folgenden Tage floß in Tirol, das im letzten Frieden an Bayern abgetreten war, das erste Blut. Wer kennt die Thaten und Leiden des heldenmüthigen Volkes nicht, seines tapferen, aber freilich der Oberanführung nicht gewachsenen Sandwirths Hofer und der anderen Männer, welche an die Spitze der muthigen Schaaren traten?

Der Gesammtplan zum Umsturz des westfälischen Thrones war unterdessen gereift, seine Ausführung wurde aber durch mancherlei Verwickelungen noch verzögert. Endlich, als Tirol schon von den Bayern und Franzosen befreit war, die Oesterreicher, in Bayern eingerückt, München besetzt hatten und der Hauptkampf gegen die französische Streitmacht, die im Donauthal sich zusammen gezogen, beginnen mußte,

glaubte Dörnberg, der die geheimen Bestrebungen in Hessen leitete, den rechten Augenblick gekommen. Die Gelegenheit zur That bot ihm ein Bauernaufstand, den er mit seinen Gardejägern dämpfen sollte, er vereinigte sich mit den aufständischen Bauern und wollte sie nach Kassel führen, um den König selbst gefangen zu nehmen. Welcher Zwiespalt dabei in seinem Innern herrschte, da er dem Könige Treue geschworen und dieser ihm sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte, ist von ihm selbst später in einer Handschrift ausgesprochen, die seitdem veröffentlicht worden, doch mußte jede persönliche Rücksicht vor dem höheren Ziele schweigen. Der traurige Ausgang seines Unternehmens ist bekannt. Die Truppen, die er führte, verweigerten ihm den Gehorsam, andere, die ihm entgegen geschickt wurden, suchte er vergeblich zu gewinnen, so blieb auch ihm keine andere Rettung übrig, als schleunigste Flucht. Er wandte sich ebenfalls nach Böhmen zum Herzoge von Braunschweig, um sich dem Corps der „Schwarzen" anzuschließen.

Wie viele Hoffnungen waren auf Dörnberg gesetzt worden, dessen ritterliche gewinnende Persönlichkeit bei hoher geistiger Begabung ihn wohl zum Führer eines für seine Freiheit sich erhebenden Volkes geeignet gemacht hatte. Sein kühnes Wagniß wurde erst mit dem Fehlschlag zugleich bekannt, die Nachricht traf mit der Kunde von Regensburg zusam-

men, wo Napoleon in fünftägigen Theilgefechten die vereinzelten Corps der Oesterreicher geschlagen hatte und nun unaufhaltsam gegen Wien vorrückte.

Wenige Tage später zog Schill aus Berlin. Er war seit Kolberg der Liebling des Volkes, das mit ihm einen wahren Götzendienst trieb. Bei seinem Einzuge in Berlin, nachdem es die Franzosen geräumt, war er an der Spitze seines Husarenregiments, des dazu gehörigen leichten Bataillons und des Leibgrenadierbataillons mit unermeßlichem Jubel begrüßt worden; in Liedern besungen, mit leidigen Schmeicheleien überhäuft, hatte seine ehrliche gerade Soldatennatur sich bethören lassen, eine Rolle zu übernehmen, zu der seine geistigen Kräfte nicht ausreichten. Er war mit den Leitern der geheimen Gesellschaften in Verbindung getreten, er hatte von sich selbst die Ueberzeugung gewonnen, daß er sich nur zeigen dürfe, um das Volk in Waffen aufstehen zu sehen. Das Königreich Westfalen, das am tiefsten unter die Fremdherrschaft gebeugt war, sollte der Ausgangspunkt für eine allgemeine Erhebung Deutschlands werden, dazu wollte sich Schill mit Dörnberg vereinigen. Aber dieser war unglücklich gewesen, aufgefangene Briefe compromittirten Schill, sein König, an welchen sie geschickt wurden, wollte ihn vor ein Kriegsgericht stellen, er wurde gewarnt, verwarf den Rath zu fliehen mit Entrüstung und beschloß im Vertrauen auf seine Po-

pularität und die Volksſtimmung zu handeln. Am 28. April marſchirte er mit ſeinem Regiment angeblich zu einer Felddienſtübung aus. Kein Officier hatte eine Ahnung von ſeinem Vorhaben, die Mannſchaft hatte nicht einmal vollſtändig gepackt, ſondern die Mantelſäcke nur mit Heu gefüllt. Beim erſten Halt aber erklärte Schill den Officieren ſein Vorhaben, und alle waren bereit, ihm zu folgen. Der Entſchluß war kühn und großartig, aber die Ausführung planlos, zuletzt, gelähmt durch mancherlei Einflüſſe, völlig rathlos, ein Paar ſchöne Waffenthaten und ſchließlich das unglückliche Ende in Stralſund, dem die Erſchießung der eilf gefangenen Officiere in Weſel als grauſames Nachſpiel folgte, damit war auch dieſer heroiſche Aufſchwung vorüber. Was ſich gerettet hatte, verfiel natürlich dem preußiſchen Kriegsgericht, obwohl die Beiſitzer deſſelben mit ſchweren Herzen den geſetzlichen Spruch fällten. Blücher ſchrieb darüber ſeine Privatanſicht an einen Freund wörtlich und buchſtäblich alſo:

„Sie ſind ſo wohl Officir als unterofficir und gemeine ſchuldloß, da Schill ſie ſagte, es geſchehe mit königlicher Bewillig, daß er über der Ellbe ginge, als untergebene befolgten ſie unſere Dinſt gemäß die Befehle ihres Cheffs, wie ſie ſpäter entdeckten ſie daß es nicht des Königs ſey allein Schill declarirte vor

der Fronte daß er ohne anſehn der Perſohn todten ſchiſſen ließe der ſein Befehl zuwiderhandelte."

Noch war die Kataſtrophe von Stralſund nicht eingetreten, als die Nachricht, wenn auch von den Franzoſen eifrig abgeſchwächt, Deutſchland durchzuckte, daß Napoleon, nachdem er wiederum in Wien eingerückt, beim Uebergange über die Donau in zweitägiger blutiger Schlacht vom Erzherzog Karl geſchlagen worden ſei. Die „Schwarzen" des Herzogs von Braunſchweig waren ſchon acht Tage früher in Sachſen eingerückt, deſſen König ſich aus Dresden nach dem ſicheren Frankfurt am Main begeben hatte. Jetzt eine energiſche Benutzung des Sieges, ein kräftiges Vorgehen der detachirten Corps in den Rücken des Feindes durch Franken und Sachſen, dann mußte der Krieg zu einem glorreichen Ende führen! So urtheilten viele heißblütige Seelen damals, und wenn auch die Benutzung des Sieges von Aſpern ausblieb, ſo ließ ſich das aus der Ferne, wo überhaupt die reale Bedeutung deſſelben über der gewaltigen moraliſchen Wirkung der erſten Niederlage des bisher Unbezwinglichen überſchätzt wurde, nicht recht überſehen, und die Ereigniſſe im Juni ſchienen im Herzen von Deutſchland den Erwartungen zu entſprechen. Denn die Roßſchweife der Braunſchweiger wehten ſchon am 11. in Dresden, ein öſterreichiſches Corps hatte ſich mit ihnen vereinigt, die

Franzoſen waren bei Berneck in Franken, die Sachſen bei Noſſen geſchlagen und Leipzig beſetzt worden. Vor den Weſtfalen, welche, von ihrem Könige angeführt, Sachſen zu Hülfe gekommen waren, hatte der Herzog mit dem öſterreichiſchen General Kienmayer ſich zwar wieder zurückziehen müſſen, als aber die Weſtfalen ſich nach Franken gewandt, um die Oeſterreicher von dort zu vertreiben, war der tapfere Fürſt von Neuem vorgedrungen und hatte den König Jerôme genöthigt, bis nach Thüringen unter die Kanonen von Erfurt zurückzuweichen.

Dieſe Kunde verbreitete ſich über das Land, bis auf das Waldgebirge hinauf. Der Poſtbote brachte ſie nach Rudenthal. Das Fräulein von Goldenau, das ihm zufällig begegnete, hörte ſie zuerſt und eilte damit in das Wohnzimmer, wo der Großvater mit ſeinem Gaſt, der hier faſt einen bleibenden Aufenthalt genommen hatte, in politiſche Geſpräche vertieft, ſaß. Dieſe bekamen durch Lodoiska's Nachricht neue Nahrung. Anfangs bezweifelten die alten Herren zwar die Wahrheit des Gehörten, Lodoiska hatte ſich aber von dem Poſtboten genau unterrichten laſſen und konnte erzählen, daß dieſer die Nachricht von zwei glaubwürdigen Reiſenden gehört, welche mit weſtfäliſchen Officieren über ihren Rückzug und den ganzen Krieg geſprochen hätten.

„Werden Excellenz nun vielleicht Ihre Meinung

ändern, daß gar keine Chancen für die Gegner Bonaparte's wären?" fragte der Marquis, der Lodoiska's lebhafte Worte mit Wohlgefallen gehört hatte.

„Ich finde noch keinen Grund dazu, mon ami," erwiderte der General. „Erinnern Sie sich nur, was Sie im Bunde mit meiner kleinen foudroyanten Rebellin für große Ideen hatten, als Dörnberg und Schill zu Pferd stiegen, und wie das abgelaufen ist! Lassen Sie die Leutchen mit den Todtenköpfen immer ein Bischen in Sachsen feuragiren, sie werden schon wieder nach Hause gehen, wenn Napoleon bei Wien seine Scharte auswetzt."

„Aber das wird nicht geschehen, Großpapa," sagte Lodoiska, deren Blut durch die günstige Nachricht, die sie gehört, in ungestüme Wallung gesetzt war. „Viele Wochen sind schon vergangen, und er hat keine zweite Schlacht gewagt — unser König wird jetzt auch zur Rache schreiten!"

„Dein König sage doch nur, wenn Du Dich immer noch für eine Preußin hältst, obgleich Dein Geburtsort jetzt nicht mehr preußisch ist. Wir Anderen hier sind keine Preußen."

„Ich sprach von meinen Landsleuten," erwiderte Lodoiska mit glühenden Wangen. „Wir werden immer Preußen bleiben, mögen wir auch auseinander gerissen und an französische Knechte vertheilt sein!"

„Lolo!“ ſagte der General verweiſend. Dem Marquis war die Scene, die ſich noch weiter zu ſpielen drohte, peinlich, er nahm die kurze Pauſe wahr, um ſich unter dem Vorwande, den Poſtboten ſelbſt befragen zu wollen, aus dem Zimmer zu entfernen. Er hatte jedoch keinen Grund gehabt, denn Lodoiska ſchwieg, und ihr Großvater mochte aus früheren Erfahrungen wiſſen, daß mit dem Kinde, das ein ächt preußiſches Hartköpfchen war, ſich über gewiſſe Punkte gar nicht reden ließ.

„Mir fielen heut,“ begann er ganz gelaſſen ein anderes Geſpräch, „die alten Papiere meiner ſeligen Schweſter Auguſte beim Kramen in meinem Schrank wieder in die Hand. Ich hatte ſie faſt vergeſſen. Sie waren zugeſchnürt und verſiegelt, ich hatte ſie gar nicht geöffnet. Auguſte hatte mir geſagt, daß ich viele Nachrichten über unſere Vorfahren darin finden würde, die ſie früher geſammelt habe, ich geſtehe, daß ſie mich nicht beſonders intereſſiren, da ich der Letzte unſerer Linie bin . . .“ Er hielt einen Moment inne, da er hier unwillkürlich auf einen Gedanken gekommen war, der einen anderen, ihm ſtets unangenehmen, in ſich faßte, den Gedanken an ſeinen Tod. Doch wies er ihn auch jetzt von ſich ab und fuhr gegen Lodoiska fort: „Indeſſen glaubte ich mich vorhin, als mir die verſiegelten Papiere wieder vor Augen kamen, zu erinnern, daß mir Auguſte dabei Etwas

von Dir gesagt, worauf ich vielleicht nicht recht geachtet habe oder was mir aus dem Gedächtniß gekommen ist. Enfin, faute de meilleur passetemps brach ich die Siegel auf, legte die allzu vergilbten Dinger beiseit und fand unter den neueren von ihrer Handschrift richtig Etwas an Dich adressirt. Dort liegt es, Du kannst es Dir nehmen, ich habe Discretion genug besessen, das Klostergeheimniß zu ehren, Du wirst das Siegel unverletzt finden."

Lodoiska, von der Mittheilung überrascht, stand auf und fand auf dem Schreibtische ihres Großvaters einen versiegelten Brief, dessen Aufschrift ihren Namen trug: es war das letzte Wort der Großtante an sie, da es ihr nicht vergönnt gewesen war, noch ein solches aus dem Munde der Sterbenden zu hören. So leid hatte ihr das gethan und immer ein wehmüthiges Gefühl in ihr geweckt, so oft sie an Mutter Serena zurückdachte. Nun war diese doch nicht geschieden, ohne ihr ein letztes Andenken zu hinterlassen. Mit Rührung betrachtete sie die großen klaren Schriftzüge, welche ihre Hand noch in der Krankheit bewahrt hatte, dann bat sie den Großvater, den Brief in ihrem Zimmer lesen zu dürfen.

„Warum nicht hier?" fragte er befremdet. „Es ist ja doch kein Billet-doux eines Amants?"

Der Enkelin that es weh, daß er witzeln konnte, wo es das letzte Wort seiner verstorbenen Schwester

betraf. Machte ihn denn wirklich das Alter so gleichgültig und herzlos, daß er jedes tiefere Gefühl Sentimentalität nannte? Sie blieb sehr ernst bei seinem Scherz und sagte nur, daß sie jeden Brief gern für sich allein lese; er entließ sie dann.

Es waren nur wenige Worte, welche die Großtante noch an Lodoiska geschrieben hatte, aber sie gingen ihr mächtig zum Herzen, diese Abschiedsworte für das Leben, fromm und liebevoll. Sie enthielten zugleich die Aufklärung, warum Lodoiska im vorigen Sommer keine Antwort auf ihren Brief erhalten, in welchem sie Mutter Serena ihre heißen Wünsche, an dem hohen Werke für Deutschland sich nach ihrer schwachen Kraft zu betheiligen, ausgesprochen hatte. Die Großtante, obgleich nicht damit einverstanden, weil sie kein rechtes Ziel für diese ganz unbestimmten Wünsche sah, hatte sie doch dem Fräulein von Stein mitgetheilt, mit der sie also wirklich in Verbindung gestanden. Spät erst, kurz vor dem Besuche ihres Bruders im Ursulinerinnenkloster, war ihr darauf eine Antwort von Marianne Stein zugegangen, und diese hatte sie ihren letzten Zeilen an Lodoiska beigelegt. Mit klopfendem Herzen las diese die Worte der Innigverehrten, welche zwar für sie selbst ablehnend lauteten, da auch sie keine Möglichkeit sah, dem jungen Mädchen irgend eine Mission anzuvertrauen, die aber noch die freudigsten Hoffnungen für eine

baldige Befreiung des Vaterlandes aussprachen, Hoffnungen, welche seitdem durch die Verbannung ihres edlen Bruders und so viele gescheiterte Unternehmungen in Westfalen getäuscht waren und sich jetzt nur von einer ganz anderen Seite her, durch Oesterreichs Siege — wenn dem von Aspern noch ein entscheidender zweiter folgte — erfüllen konnten. Als Lodoiska den Brief der Stein noch nicht ganz zu Ende gelesen hatte, wurde an ihre Thüre, die sie verriegelt hatte, stark geklopft.

„Schließest Du Dich ein?" hörte sie die Stimme ihrer Tante sagen. Mach' auf, ich bringe Dir eine wunderbare Nachricht aus Kassel."

Erbebend bei diesem Worte, stand Lodoiska rasch auf und öffnete die Thür, in welche die Tante mit lebhaft aufgeregten Mienen eintrat. „Mir hat der Postbote einen längst erwarteten Brief mitgebracht," sagte sie. „Du sollst sehen, wie ich für Dich gesorgt habe. Tag und Nacht habe ich mir den Kopf zerbrochen, ob ich nicht eine einzige bekannte Person in Kassel hätte, bei der ich Erkundigungen, Du weißt schon worüber, einziehen könnte. Endlich fiel mir doch Jemand ein, mit dem ich zwar seit langen Jahren ganz auseinandergekommen war . . ., seit meiner ersten Scheidung, von einem wahrhaften Tyrannen von einem Manne, der mich durch seine Eifersucht fast todt machte — und die unschuldige Ursache war eben Der-

ſelbe, der, ſo viel ich wußte, in Kaſſel leben mußte, nun alt, wie ich, Lolo, wir bleiben nicht ewig jung. Ich ſah keine Unſchicklichkeit darin, noch einmal an ihn zu ſchreiben. Und ſiehe da! er lebte noch, wohnte in Kaſſel, war mit dem Schwachmatikus Heidefeld genau bekannt und konnte mir genaue Auskunft geben. Riedleben iſt nicht in Kaſſel, gar nicht mehr dort geweſen — der Iltis hat es ſelbſt geſagt, daß er ſich ſchon von hier aus gerettet hat. Aber bei Dörnberg hat er ſich in Wolfshagen eingefunden, als der ſo verrückt war, mit Bauern Kaſſel anzugreifen, und dann iſt er auch mit Dörnberg geflohen und ſoll jetzt bei den Schwarzen ſein. Wir ſehen ihn alſo vielleicht bald hier, denn die Schwarzen, ſagt der Poſtbote, ſtehen ſchon an der Saale."

Lodoiska hatte erbleichend dieſe Mittheilungen angehört, ſie zitterte und ſchien vergebens nach Worten zu ſuchen. — „Ja, liebes Kind," fuhr die Tante fort, welche dieſe Zeichen mißverſtand, „es würde uns freilich, wie die Sachen ſtehen, nicht angenehm ſein, ihn wieder zu ſehen, denn er hat ſich doch durch ſeine Liaiſon mit dem ſchönen Iltis Deiner unwürdig gemacht und hält wohl ſelbſt Eure Verlobung für ſtillſchweigend aufgehoben. Ich glaube auch gar nicht, daß er, und wenn ſie auch noch ſo dicht am Walde vorbeimarſchirten, nach Rudenthal herauf kommen

würde, indeſſen wäre es doch gut, mit ihm Alles auf's Reine zu bringen. Wüßte man genau, wo ſie ſtehen, ſo könnte man vielleicht einen Brief an ihn gelangen laſſen. — Schade, daß unſer armer Hille todt iſt! Um ſeinetwillen, Lolo! Der würde den Brief ſchon beſorgt haben! Wird es Dir zu ſchwer, an ihn zu ſchreiben, ſo will ich es in Deinem Namen thun — was meinſt Du, enfant chéri?"

„Weder Du, noch ich!" erwiderte Lodoiska heftig. „Ich danke Gott, daß er ſeiner Ueberzeugung nicht untreu geworden iſt, daß er im heiligen Kampfe für das Vaterland ſteht! Von allem Uebrigen laß uns ſchweigen!"

Sechszehntes Capitel.

Glorreiche Erfüllung.

Ein heißer Julitag neigte ſich zum Abend. Lodoiska verließ ihren Großvater, mit welchem ſie ein ernſtes Geſpräch gehabt hatte, und ging in den Garten, um in der beginnenden Kühle die Einſamkeit, ihre liebſte Freundin, zu ſuchen, während im Wohnzimmer Frau von Breitung, welche den Großvater zu jenem Geſpräch beſtimmt hatte, ſich einfand, um das Ergebniß deſſelben zu hören. Ihr hatte das verſchloſſene Mädchen nicht Rede ſtehen wollen, jetzt mußte ſie es doch gethan haben. Es war nicht denkbar, daß Lodoiska, welche gewiſſe Verhältniſſe, über die ihre lebenserfahrene Tante ſehr nachſichtig dachte, mit nonnenhafter Strenge beurtheilte, den Ungetreuen, der ſich in Erfurt völlig von ihr losgeſagt hatte, wieder zu Gnaden annehmen konnte. Verſchwiegen hatte

ſie ihr ſorgfältig, was ihr Freund aus angenehmeren Jahren von Riedleben faſt Unglaubliches nach den boshaften Bemerkungen des alten Heidefeld über ſeine eigene Frau geſchrieben hatte. Danach war der ſchöne Iltis in unglücklicher und hoffnungsloſer Liebe zu dem jungen Manne befangen geweſen, der gar kein Herz für ihre Leiden gehabt, und ſie traure noch jetzt um ihn. Ein Glück für mich, hatte der Herr Gemahl geſagt, ſonſt hätte ſie mir wohl ein Paar Tropfen Aqua tofana in die Morgenchocolade gegeben, um ihn heirathen zu können. Sollte die Geſchichte wahr ſein? Tante Breitung bezweifelte ſie, aber wahr oder nicht, durfte ſie Lodoiska nie erfahren, wenn die anderweitige Partie, welche für ſie in Ausſicht genommen war, einſt zu Stande kommen ſollte. Odry hatte mit derſelben Poſt auch einen ſehr intereſſanten Brief bekommen, von ſeinem Neffen aus Spanien, der gleichſam unwillkürlich ſeine noch immer bewahrte Liebe zu Lodoiska verrieth. An eine baldige Rückkehr deſſelben war freilich nicht zu denken, denn der dortige Krieg hatte durch Napoleon's raſche Siege kein Ende gefunden und ſchien ſich in die Länge zu ziehen, da er nicht bloß von den Spaniern mit ihren den Franzoſen nicht gewachſenen Truppen und Guerrillabanden geführt wurde, ſondern auch England wieder eine Armee hingeſchickt hatte. Auch nach Beendigung des Krieges war es zweifelhaft, ob Roche-

fort's Truppentheil gerade nach einer Garniſon in einem der deutſchen Departements des franzöſiſchen Kaiſerreiches kam, und wie ſollte er ſelbſt für dieſen Fall wieder hier im Hauſe erſcheinen, öfter und länger verweilen, wenn er nicht dazu ein gewiſſes Recht hatte? Dies Recht ihm zu verſchaffen, war ſeines Vetters dringender Wunſch, aber der alte Hageſtolz hatte es ſehr ungeſchickt angefangen. War aber ſeine Bundesgenoſſin, die herzenskundige Tante, mit ihren feineren Bemühungen glücklicher geweſen? Der heutige Tag hatte ſie wieder zweifelhaft gemacht, ob ihre Nichte wirklich, wie ſie eine Zeitlang geglaubt, gegen Riedleben ganz erkaltet ſei, oder ob ſie vielleicht gerade, weil er ſie vernachläſſigt hatte, das halbverlorene Gut erſt ſchätzen gelernt habe. Die ganze Nachricht aus Kaſſel hätte ihr verſchwiegen werden müſſen, es war ein Fehler, daß man ſich durch die Luſt, intereſſante Nachrichten zu bringen, zu der Erzählung hatte hinreißen laſſen, die keinen anderen Erfolg gehabt, als daß Riedleben wenigſtens in einer Beziehung gerechtfertigt als deutſcher Freiheitskämpfer erſchien und Lodoiska ihm deshalb vielleicht die kleine Faibleſſe gegen die ſchöne Frau verzieh.

Ob dieſe Befürchtung der Tante begründet war? Lodoiska wandelte langſam durch die Gänge des Gartens, in welchem die Schatten ſich ſchon verlängerten, ſie ſaß eine Weile im Borkenhäuschen und

gab ihren Gedanken freien Flug; es litt ſie hier nicht lange, ſie ging weiter, bis ſie an die überwölbte Maueröffnung kam, durch welche der Bach in den Garten einfloß. Von der Sommerhitze war ſeine Fluth jetzt ſehr verringert, ſo daß neben dem Waſſer zu beiden Seiten ein ziemlich breiter Uferrand bis zur Mauer trocken lag, der einen bequemen Eingang für mehrere Menſchen neben einander bot. Als Lodoiska ſich der Stelle näherte, wo ſie umkehren wollte, kam auch eben Einer durch das Waſſerthor herein; ſie blieb betroffen ſtehen, es war ein Soldat, ein Schwarzgekleideter, von ſeinem Tſchako ſtarrte ein Todtenſchädel über zwei gekreuzten Todtengebeinen, flatterte ein ſchwarzer Roßſchweif im Winde — er hatte das junge Mädchen bemerkt und ſeinen Schritt beſchleunigt.

„Julius!“ rief Lodoiska, die ihn plötzlich erkannte und ihm entgegeneilte. Er breitete die Arme nach ihr aus, und ſie ſank, Alles vergeſſend, an ſeine Bruſt.

„Biſt Du nun mit mir zufrieden, Geliebte?“ fragte er im ſeligen Entzücken des Wiederſehens. „Haſt Du mich nicht verſtoßen? Auf keinen meiner Briefe haſt Du geantwortet, ich beſchwor Dich, mir nur mit einem Worte zu ſagen, daß Du mich nicht verurtheilſt, weil ich die Stunde zum Handeln nicht herbeizaubern konnte — vergebens! Der Bote, der meine Briefe Dir übergeben, kam ſtets mit leerer Hand zurück!“

„Ich habe keinen Brief von Ihnen bekommen!“ rief Lodoiska, die ſich gleich bei ſeinem erſten Wort wiedergefunden und aus ſeiner Umarmung tiefbeſchämt gelöſt hatte. „Außer dem einen, in welchem Sie mich verſpottet haben! Dieſer bedurfte keiner Antwort. Einen zweiten habe ich nicht erhalten.“

„Verſpottet?“ entgegnete er lebhaft. „Wie könnte das in meine Seele kommen! Haſt Du einen Scherz für Spott genommen? Ich habe Dir noch dreimal geſchrieben und immer vergebens, obgleich der Bote meine Briefe in Deine eigene Hand gegeben hat! Konnteſt Du ſo hart gegen mich ſein?“

„Wer ſoll mir Briefe von Ihnen gegeben haben? Ich weiß von nichts!“

„Es war Hille — ſollte er mir Unwahrheit geſagt haben? Er betheuerte mir doch, daß er Dich ſelbſt geſprochen!“

Eine Ahnung, wie Alles zuſammenhing, ſtieg in Lodoiska auf. — „Laſſen wir die Räthſel der Vergangenheit!“ ſagte ſie. „Das liegt hinter uns. Ich freue mich, Sie unter den Siegern zu wiſſen, die uns endlich vom Joche erlöſen werden!“

„Und wieder das fremde Sie zwiſchen uns, meine geliebte Braut?“ ſagte er vorwurfsvoll. „Ich kann es nicht mehr über die Lippen bringen. Dein Ton iſt ſo kalt, Deine Rede wie eine Anſprache!“

Vor ſeiner Innigkeit, der ſie ihr Herz nicht ver-

ſchließen konnte, verlor ſie faſt die erzwungene Faſſung wieder. „Wir müſſen gehen! Mein Großpapa iſt wieder geſund, er wird überraſcht ſein, Sie zu ſehen —“ ſo wollte ſie eine gerade Erwiderung auf ſeine Worte vermeiden, er aber hielt ſie feſt. „Sage mir offen, wie Du immer geweſen biſt,“ bat er, „iſt Etwas zwiſchen uns getreten? Was es auch ſein möge, ich trage die Schuld nicht, deſſen kann ich Gott zum Zeugen anrufen! Sieh mich nicht ſo zweifelnd an! Sage mir ehrlich die Wahrheit. Biſt Du an mir irre geworden und haſt Dich von mir losgeſagt? Oder iſt es ein anderer Grund, der Dich mir abwendig gemacht hat . . .?“

Sie konnte kaum über die Bedeutung ſeiner letzten Frage im Unklaren bleiben, ſie las, was er meinte, in dem traurig fragenden Blicke ſeines Auges, dem ſie begegnete. — „Wir wollen uns ausſprechen — bald!“ erwiderte ſie, von ſeiner Betheuerung ſchon tief ergriffen, nun aber durch die Frage, die ſie wohl verſtand, in Verwirrung geſetzt. „Mein Großvater wird ſich freuen —“

„Ich kann mich nicht länger aufhalten,“ unterbrach er ſie. „Meine Leute erwarten mich vor dem Dorfe, ich bin nur auf eine kurze Weile hierher geeilt, um Dich wieder zu ſehen, Dir zu ſagen, daß Du mir Unrecht gethan haſt, und daß ich Dir treu bleibe bis in den Tod! Soll ich ſcheiden, ohne ein klares Wort

von Dir? Wenn Du mich nicht mehr liebst, wenn Dein Herz sich vielleicht einem Anderen zugewandt hat — so sprich es offen aus, ich werde Dich dennoch ewig lieben und Dein Bild heilig in meinem Herzen bewahren, wie vom ersten Augenblicke an, wo ich Dich kennen gelernt habe."

Sie antwortete nicht, aber sie reichte ihm stumm die Hand. — „Darf ich das als ein Zeichen, ein Pfand nehmen," rief er, „daß Du mir nicht entfremdet bist, meine Geliebte, meine Braut, einst, wenn dieser Kampf so Gott will siegreich beendigt ist, und ich noch lebe, mein theures Weib?"

Ihr Gefühl hatte jeden Zweifel an ihm, der noch in ihr walten mochte, überwunden, ein stummer Händedruck gab ihm die Antwort auf seine hoffnungsfreudigen Fragen. „Für das Leben dann und über das Grab hinaus unzertrennlich verbunden!" rief er beglückt. „Auf ein Wiedersehen nach dem Siege!"

„Gott schütze Dich! Du gehst zum Kampfe, zur Schlacht? Wird der Feind, der vor euch geflohen ist, hier Stand halten?"

„Die Schlacht ist unser feurigster Wunsch, unser kleines Häuflein kann sie aber nicht bieten. Die Oesterreicher haben uns wieder im Stich gelassen, wie schon in Sachsen, sie sind in Plauen stehen geblieben, der Herzog ist mit den Seinigen nach Thüringen

vorgedrungen und hat zahlreiche Streiftrupps ausgeſchickt, um den Feind zu beunruhigen — mehr iſt vor der Hand nicht zu erreichen, bis der Hauptſchlag an der Donau durch den Sieger von Aſpern gefallen und der Corſe auf dem Rückzuge iſt.“

Keine trübe Ahnung ſagte dem Zuverſichtlichen, daß dieſer Hauptſchlag ſchon gefallen war und alle Hoffnungen, welche der Sieg von Aſpern erweckt, traurig vernichtet hatte, daß nicht der Corſe, ſondern der Erzherzog Karl auf dem Rückzuge war und binnen wenig Tagen in Mähren der Waffenſtillſtand abgeſchloſſen werden ſollte, der Vorläufer eines neuen verluſtreichen Friedens für Oeſterreich!

„Ich bin auf meine eigene Verantwortung mit meiner Patrouille weiter vorgegangen, als alle übrigen,“ fuhr Riedleben fort, „ich habe dieſen Weg über das Gebirge eingeſchlagen — das Kriegsglück hatte mich in Deine Nähe geführt, ſollte ich es nicht benutzen? Ich darf aber nicht länger verweilen, ich habe Dich wieder geſehen und nehme die freudige Gewißheit mit, daß mir Dein Herz treu geblieben iſt, wie Dir unwandelbar das meine. Mehr bedarf es für mich nicht, einſt, wenn ich wiederkomme, werde ich erfahren, warum Du zuerſt ſo kalt und fremd gegen mich warſt — gleichviel, es iſt ja nun überwunden! Leb' wohl, mein ſüßes Bräutchen, laß nie wieder einen Schatten zwiſchen uns aufkommen!“

Sie schieden mit dem beglückenden Gefühl erneueten Vertrauens, Lodoiska sah ihrem Verlobten nach, bis er unter dem Mauerbogen verschwand, dann hob sie ihre feuchten Augen in einem stummen Gebete zum Himmel und kehrte, um sich vollkommen zu fassen, nur zögernd nach dem Schlosse zurück. Ihr war es wie ein Traum, was sie eben erlebt hatte, aber der glückliche Ausdruck ihres Gesichts fiel der Tante gleich auf, als sie in das Zimmer trat, wo bereits die Lichter angezündet waren.

„Nun, Lolo? Du hast wohl im Halbdunkel eine Perle gefunden, daß Du so fröhlich aussiehst?" rief sie ihr entgegen.

„Keine Perle, Perlen bedeuten Thränen," erwiderte Lodoiska, „aber einen Talisman habe ich gefunden, der mich gegen böse Feinde schützt. Großpapa, ich bringe Dir Grüße von Riedleben."

Der General blickte sie mit jenem leeren und theilnahmlosen Ausdruck an, den sie in der letzten Zeit bei vielen Gelegenheiten an ihm mit Besorgniß bemerkt hatte, er wußte doch von der Tante, daß Riedleben gar nicht in Kassel, wie auch er geglaubt, seine Amnestie gesucht, sondern daß er mit Dörnberg den verunglückten Handstreich gewagt habe und ohne Zweifel beim Corps des Herzogs von Braunschweig, also in der Nähe sei. Wie konnte der Großvater sie mit diesem Ausdruck einer wahren Geistes-

ſchwäche anſtarren? Die Breitung hatte mit Odry einen raſchen Blick gewechſelt, der von beiden Seiten kein erfreuter war. „Wer hat die Nachricht gebracht?“ fragte ſie.

„Riedleben ſelbſt,“ erwiderte Lodoiska, wenn auch erröthend, doch mit klarem Tone und freier Stirn. Und ſie erzählte, wie ſie Riedleben getroffen hatte, der nur einen Moment Zeit gehabt, auf Rudenthal einzuſprechen, und nicht einmal habe nach dem Schloſſe kommen können, um den Großvater und die Tante zu begrüßen. Faſt wörtlich berichtete ſie dann, was Riedleben über das Corps, dem er angehörte, geäußert hatte. — Das intereſſirte den General, deſſen Auge ſich auffallend belebte, die Breitung aber hätte dafür lieber jedes andere Wort gehört, was zwiſchen dem Brautpaare geſprochen worden war. Daß eine vollkommene Ausſöhnung zwiſchen Beiden Statt gefunden hatte, ſagte ihr Lodoiska's glückliches Geſicht — ſie konnte doch aber jetzt nicht danach fragen und wußte auch vorher, daß ſie auch ſpäter ganz vergebens danach fragen werde. Hatte ſie aber nicht ſelbſt den Weg dazu gebahnt, Lodoiska durch ihre übereilte Mittheilung verſöhnlich geſtimmt? Was war nun zu thun! Abwarten, weiter nichts. Hochzeit vor der Trommel konnte ja doch nicht gefeiert werden, der Krieg nahm vielleicht wieder eine andere Wendung, die Schwarzen, von

denen sogar die Bauern schon mit Begeisterung sprachen, konnten zurückgeschlagen, Riedleben todtgeschossen werden — und wenn es doch, wie Viele jetzt mit Bestimmtheit erwarteten, für Oesterreich einen guten Ausgang nahm, Preußen losschlug und Napoleon nachgeben mußte, nun so war es immer noch Zeit, die klügste Partie zu ergreifen. Tante Breitung wollte sich nur ihre Zukunft angenehm sichern, so oder so, dazu mußte ihr Lodoiska durch eine gute Stellung in der Welt verhelfen: ein hoher Officier der Großen Armee, und wie sie nach Odry's Behauptung glauben mußte, ein Liebling des Kaisers, der also ganz gewiß einmal Marschall des Reiches mit dem Herzogstitel wurde, hatte unbestrittene Vorzüge vor einem verabschiedeten, steckbrieflich verfolgten westfälischen Jägercapitain gehabt, wenn aber die Franzosenherrlichkeit in Deutschland ein Ende mit Schrecken nahm, so konnte Riedleben, mit Ehren geschmückt, aus dem Kriege kommen und schließlich doch der Annehmbarste sein.

Mit solchen Erwägungen beschäftigt, war die Tante heute ungewöhnlich schweigsam, als ihr Onkel die Nachrichten, welche er von seiner Enkelin gehört hatte, und die möglichen Folgen eines zweiten Sieges der Oesterreicher mit dem Marquis so lebhaft besprach, wie man ihn lange nicht gesehen hatte. Das scharfe Organ der Breitung, das sich sonst auch in der lau-

testen Unterhaltung schneidend vernehmlich machte, ließ sich während des ganzen Abends fast gar nicht mehr hören, und Odry fragte sie, als man sich trennte, besorgt, ob sie nicht wohl sei? Sie schützte Migräne vor, welche nächst den „Vapeurs", der damaligen Modekrankheit vornehmer Damen, immer den Deckmantel schlechter Laune abgeben mußte. Der Marquis wünschte ihr gute Besserung, er begriff vollkommen, was ihr Kopfweh verursacht hatte. In sehr verschiedener Stimmung gingen heut die Vier, welche auf dem Schlosse Rudenthal die kleine Gesellschaft bildeten, zu Bett, der General so wohl gelaunt, daß er beim Entkleiden seinen Friedrich nicht ein einziges Mal schimpfte, was dieser für ein sehr bedenkliches Zeichen nahm, die Tante Breitung äußerst verdrießlich, sogar gegen ihre Christel, der sie nicht einmal die wichtige Neuigkeit von Riedleben erzählte, der Marquis von entgegengesetzten Strömungen, denen er seit seiner Aussöhnung mit Armand Rochefort ausgesetzt war, stärker bewegt als je: der Freude an dem zu verhoffenden Sturze des Usurpators und der Trauer um die Niederlage der Nation, zu der er gehörte; Lodoiska endlich in der glücklichsten, dankbarsten Stimmung.

Die nächsten Tage glichen diese Gegensätze einigermaßen aus. Der General versank wieder in seine Apathie und kam auf seinen alten Gedanken zurück,

daß dieſer Krieg mit der Einverleibung von ganz Deutſchland in das franzöſiſche Kaiſerreich endigen werde, was auch recht gut ſei; Odry neigte ſich in ſeinen Wünſchen auch mehr dem nationalen Standpunkte als Franzoſe zu, ſo daß ihn Lodoiska, wie ſie ſchon zuweilen gethan, des Wechſels der Fahne zieh, wogegen er jedoch proteſtirte; die Tante dagegen war ganz vergnügt geworden, nachdem ſie ihr Herz gegen ihre Chriſtel ausgeſchüttet hatte. Was ihr dieſe für Troſt gegeben, wer konnte das wiſſen!

Da traf die Nachricht von der Schlacht bei Wagram ein, in welcher Napoleon ſeine alte Meiſterſchaft als Feldherr wieder bewährt und die Oeſterreicher vollſtändig geſchlagen hatte: noch konnte das Kriegsglück ſich zum zweiten Male wenden, aber Oeſterreich ſchloß Frieden, Preußens Schwert blieb in der Scheide, und nur der Herzog von Braunſchweig legte das ſeinige nicht eher nieder, als bis er ſein Corps in jenem denkwürdigen Zuge von Thüringen mitten durch feindliches Land ſiegreich an die Nordſee und auf engliſchen Schiffen nach dem freien Britannien geführt hatte, von wo es dann größtentheils nach Spanien zu neuen Kämpfen gegen den Unterdrücker Deutſchlands ging. In jener Zeit und noch lange nachher wurde der Zug der „Schwarzen“ überall in Deutſchland mit Enthuſiasmus erzählt, ſelbſt in Sachſen, deſſen Truppen doch für Napoleon gegen

den Herzog gekämpft hatten, war das Bild des Helden bis in die Hütten verbreitet, und viele Lieder feierten ihn und seine Schaar. Darum soll auch ihr Ehrenkleid, zum Gedächtniß an ein deutsches Meteor der Ehren in der Zeit des Unglücks und der Schmach, wie man vernimmt, unter den neuen Veränderungen erhalten bleiben.

Die Flammen, welche in dem einen Jahre hier und da aus dem Boden Deutschlands aufgezuckt, waren nun sämmtlich in Blut erstickt. Zum dritten Male hatten die Tiroler nach dem Frieden noch, an den sie nicht glauben wollten, ihr Land befreit, und diesmal ganz ohne Hülfe durch eigene Wehrkraft, natürlich nur auf kurze Zeit, dann waren sie erlegen, in Hessen war noch ein verspäteter Aufstand, veranlaßt durch die Hoffnungen, welche der Sieg von Aspern erregt hatte, zu Marburg ausgebrochen; ein greiser Veteran, der schon im siebenjährigen Kriege als Parteigänger und dann in Amerika tapfer gefochten, der 75jährige Oberst Emmerich hatte sich an die Spitze gestellt und war dafür mit drei anderen Männern erschossen worden; zuletzt hatte sich unter dem gleichen Eindrucke jenes Sieges die Bevölkerung in dem bisherigen Besitzthum des deutschen Ritterordens zu Mergentheim, das Napoleon kürzlich an Württemberg geschenkt hatte, erhoben und war von württembergischen Truppen leicht überwältigt worden.

Alles vorüber! Deutſchland war in der Hand des Fremden, der nach Belieben deutſche Lande zu Frankreich ſchlug, bis an die Geſtade der Oſtſee: den nördlichen Theil des von ihm ſelbſt geſchaffenen Königreichs Weſtfalen, das Herzogthum Oldenburg und die Hanſeſtädte Bremen, Hamburg und Lübeck, wie er ſchon früher in Italien Etrurien und den Kirchenſtaat zu Frankreich geſchlagen hatte. Die Weltmonarchie war begründet, nur ein Erbe fehlte ihm noch. Darum verſtieß er ſeine kinderloſe Gemahlin und warb um die Kaiſertochter Marie Louiſe, deren Hand ihm nicht verweigert werden konnte. Herr des ganzen weſtlichen und mittleren Europa's, mit dem Kaiſer von Oeſterreich zum Schwiegervater und dem Kaiſer von Rußland zum intimſten Freunde — wer konnte ihm noch zu trotzen wagen? England beherrſchte zwar die Meere, aber durch Lahmlegung ſeines Handels mittels der Continentalſperre für ſeine Waaren mußte es mit der Zeit doch beſiegt werden — oder das kleine Preußen etwa mit noch nicht 3000 Geviertmeilen und fünfthalb Millionen Einwohnern, das nur eine Armee von 42,000 Mann halten durfte? In Spanien dauerte der Krieg wohl noch fort, aber nun, wo kein anderer Gegner mehr einen Theil der Macht Napoleon's auf ſich zog, war er doch ſiegreich und raſch zu beendigen? Dazu konnten die deutſchen Rheinbunds-

truppen vortrefflich mit verwendet werden, sie erſparten koſtbares franzöſiſches Blut.

Aber der Krieg auf der pyrenäiſchen Halbinſel konnte keineswegs beendigt werden, wie der Kaiſer der Franzoſen meinte, er zog ſich vielmehr mit wechſelndem Glücke noch Jahre lang hin, bis zu Napoleon's Sturze. Mit der engliſchen Armee, die nun Lord Wellington führte, kämpften gegen die Franzoſen außer Spaniern und Portugieſen auch wohlorganiſirte deutſche Schaaren: die britiſch-deutſche Legion und die mit ihr vereinigten Reſte der „Schwarzen".

Unter dieſen befanden ſich viele Officiere, deren Namen ſpäter zum Theil berühmt geworden ſind, wie Grolman und Lützow, oder die ſich ſonſt ausgezeichnet haben, wie die Gebrüder Hirſchfeld, Decker, Dohna, Schepeler, Hartmann. Auch Julius Riedleben war in Spanien, der edle Dörnberg, der ihm ſeine That der Selbſtverleugnung nie vergeſſen, hatte ihn dem Herzoge beſonders empfohlen und dieſer ihm, der auf dem ruhmreichen Zuge mehrere Aufträge tapfer und geſchickt ausgeführt hatte, nach der Ankunft in England eine Anſtellung bei der ſich bildenden deutſchen Legion verſchafft, mit welcher er dann nach Spanien gegangen war. Da in Deutſchland vor der Hand nichts zu hoffen war, ſo hatte er, wie viele Andere, dieſen einzigen Weg geſucht, auf dem er den Feind ſeines Vaterlandes bekämpfen konnte.

Es war ein ſtarkes Gefühl des Haſſes, das in Allen lebte, welche dort gegen die Franzoſen ſtritten, wir leſen den Ausdruck deſſelben in Hirſchfeld's Tagebuche, das erſt nach ſeinem Tode vor wenigen Jahren veröffentlicht iſt: „Aber ſo, wie ich geſtern gewürgt habe, ſo noch nie. Die jahrelang verhaltene Wuth habe ich blutig geſättigt.“

Riedleben hatte ſchon von Braunſchweig aus, wo der Herzog in ſeinem Erbe, das ihm geraubt war, drei Tage geraſtet, ehe er ſich weiter zum Meere durchzuſchlagen Gelegenheit gefunden, ſeiner Braut von ſich Kunde gegeben, eine zweite erhielt ſie, wenn auch ſehr verſpätet, aus England, vor ſeiner Abfahrt nach Spanien geſchrieben, die aber erſt in ihre Hand gelangten, als er längſt im Kampfe ſtand. Der General zuckte die Achſeln dazu: „Thorheit!“ ſagte er. „Für ein Hirngeſpinnſt ſterben!“

Die Breitung dachte ſogleich an die Möglichkeit, daß ſich dort Riedleben und Rochefort treffen und nach alter Ritterweiſe um das Mädchen, das Beide liebten, kämpfen könnten; ſie verleugnete ihren Spieß und Cramer nicht und malte ſich die ſchrecklichſten Situationen aus, deren Vorbilder ſie in ihren Romanen gefunden hatte. Odry, gegen welchen ſie davon ſprach, gab zwar die Möglichkeit zu, hielt aber einen ſolchen Zufall doch für unwahrſcheinlich; die beiden Männer kannten ſich überdies gar nicht

und trugen ja nicht, wie die Helden der alten Chevalerie, die Farben und Deviſe ihrer Dame, um ſich gleich als Nebenbuhler zu erkennen und auf einander loszufahren.

Seit der Nachricht, daß Riedleben nach Spanien gegangen war, blieb jede Kunde von ihm aus. Was von dem dortigen Kriege in deutſchen Zeitungen berichtet wurde, war durchaus verworren und franzöſiſch gefärbt. An eine große Wichtigkeit dieſes Krieges glaubte man nicht, ſonſt würde der Kaiſer ja, den nichts abhielt, wieder ſelbſt nach Spanien gegangen ſein. Er erfreute ſich aber ſeiner jungen Ehe, zog auch das Königreich Holland ein, deſſen Krone ſein Bruder Louis, geſpannt mit ihm, niederlegte, weil er nicht vor Allem Franzoſe ſein, ſondern wirklich ſeinem Lande ein guter Monarch werden wollte, und gab dadurch dem Kaiſerreiche zu ſeinen beiden Hauptſtädten, Paris und Rom, noch eine dritte: Amſterdam. Als ihm dann ſeine junge Gemahlin den erwünſchten Erben gebar, dem er den ſtolzen Namen König von Rom verlieh, hatte ſein Glück den Gipfel erreicht.

„Kennſt Du den Ring des Polykrates?“ fragte das Fräulein von Goldenau ihre Tante, als dieſe ihr ganz exaltirt die Nachricht aus der Zeitung vorlas und das Glück des Kaiſers pries, zu dem jetzt nichts mehr fehlte. Die Tante war mehr in Romanen

bewandert als in Poesieen. Lodoiska holte ihr den Musenalmanach, den sie von ihrem Großvater aus dem Nachlasse seiner Frau bekommen hatte; es war der von Schiller für 1798 herausgegebene, in welchem unter seinen eigenen Beiträgen auch „der Ring des Polykrates" steht. Mit Interesse las Frau von Breitung die Ballade, war aber mit dem Schluß nicht zufrieden. „Was ist denn aber mit ihm geworden?" fragte sie. „Das erfährt man ja gar nicht!"

Lodoiska hatte auch danach gefragt und konnte ihr wiederholen, was sie von einem gelehrten Erfurter Professor wußte: Polykrates war bald nach dem wunderbaren Ereigniß mit seinem Ringe von den Persern gefangen und gekreuzigt worden. — „Das ist ja gräulich!" sagte die Tante. „Willst Du das auf den Kaiser Napoleon anwenden? Den wird Keiner fangen und kreuzigen!"

Sie legte das Büchlein fort und kam wieder auf näher liegende Dinge, nämlich auf die unbezwingliche Abneigung ihres Onkels, ein Testament zu machen; er hatte sie vor einigen Tagen, als sie sich endlich ein Herz gefaßt, davon zu reden, so hart abgefertigt, daß sie alle Lust zu einem zweiten Versuche verloren hatte. „Ich überlebe Dich, Bethche!" hatte er zuletzt gesagt. „Von mir erbst Du nichts! Ich hoffe im Gegentheil, Dich zu beerben." Sie war empört über diese Herzlosigkeit. „Wenn ich mein Häusel in

Erfurt nicht verkauft hätte, zöge ich fort von Euch!“ ſagte ſie zu Lodoiska. „Du biſt nun alt genug, dem Hauſe ſelber vorzuſtehen, und mir wird dies Leben hier, von aller Welt abgeſchloſſen, zur Laſt. Man iſt ja wie eine ausgeſetzte Katze! Der Marquis hat es auch nicht länger aushalten können.“ Odry war bereits vor einem Jahre wieder nach Erfurt zurückgekehrt.

Als einige Stunden ſpäter, nachdem ſich Frau von Breitung ſo bitter beklagt hatte, die Familie zum Abend zuſammen kam, war der Großvater ungewöhnlich friſch; die Mahnung der Nichte an ſeinen bevorſtehenden Tod ſchien die Lebensluſt und auch die Lebenskraft in ihm neu geweckt zu haben. Er ſprach wieder mit Antheil von den Weltbegebenheiten und blieb dabei, daß es am beſten ſei, wenn Napoleon ganz Deutſchland ſich aneigne; es beluſtigte ihn, als Lodoiska ſogleich den ihr hingeworfenen Handſchuh aufnahm. Beim Schlafengehen ſagte er ſcherzend zu ſeiner Nichte: „Ich werde noch um Dich Krepp tragen, Bethche, vermache nur Deiner geliebten Chriſtel nicht zu viel, daß für mich noch Etwas übrig bleibt.“

Am anderen Morgen fand ihn Friedrich todt in ſeinem Bette! Ein Schlagfluß hatte ſeinem Leben leicht und ſchmerzlos ein Ende gemacht.

Lodoiska's Trauer um den Großvater war auf-

richtig, sie vergaß seine letzte Zeit, welche ihr Herz bei weniger Liebe ihm hätte entfremden können, und gedachte nur seiner früheren Freundlichkeit und Sorge um ihr Glück. Es kamen nun Tage der Unruhe und Belästigungen durch die Erbschafts-Angelegenheit, welche von der vormundschaftlichen Behörde zu ordnen war. Der Vormund Lodoiska's, ein preußischer Officier in entfernter Garnison, der bisher sich um nichts zu kümmern gehabt, bat jetzt, ihn von seiner Pflicht zu entbinden, da er wahrscheinlich bald ausmarschiren werde; so mußte der jungen Erbin ein anderer Vormund gesetzt werden. Die fürstliche Behörde schlug dazu den Polizeidirector Wiederich vor, der mit Freuden angenommen wurde. Er hatte sich bei seinem ersten Hiersein in einem widerwärtigen Auftrage so gut benommen und auch später eine neue Unannehmlichkeit, die dem Verstorbenen gedroht hatte, so glücklich vorübergeführt, daß Lodoiska stets dankbar an ihn gedacht hatte. Auf eine Denunciation von unbekannter Seite war nämlich eine französische Requisition an den Fürsten ergangen, eine Haussuchung nach verdächtigen Papieren in Rudenthal anstellen zu lassen, Wiederich hatte aber den Fürsten zu bewegen gewußt, dieselbe abzulehnen und sich für die Integrität des Generals Wallhausen zu verbürgen. Lodoiska ahnte nicht, daß ihr Brief an Riedleben, in welchem sie ihre glühenden Wünsche

für Deutschland ausgesprochen hatte, in fremde Hände gefallen war, noch weniger, daß die Wolke, die über ihrem Hause geschwebt, von der Frau heraufbeschworen gewesen, welche sie einst als die Feindin ihres Glückes betrachtet hatte! Noch immer konnte die Unselige die einzige wahre Neigung, die sie in ihrem ganzen Leben gefühlt, nicht vergessen, und da sie jetzt durch den Tod ihres Mannes frei geworden war, hatte sie neue Hoffnungen gefaßt und darum die Nebenbuhlerin, die ihr im Wege stand, beseitigen wollen. Das war nun vereitelt, sie mußte eine bessere Zeit dazu abwarten.

Die Zeit aber brachte bald welterschütternde Ereignisse, unter deren Drange Weiberintriguen, kleinliche Verfolgungen keine rechte Bahn mehr fanden. Der russische Krieg brach aus, das Gottesgericht in Rußland vernichtete die Heere des Eroberers, die großartige, in der Geschichte einzig dastehende Erhebung Preußens folgte, die aus ganz Deutschland, obgleich dasselbe noch unter Napoleon's eiserner Faust lag, begeisterte Männer dahin führte, wo die Fahne zur Befreiung aufgerollt war. Dann entbrannte der Riesenkampf in Deutschland, viele Schlachten wurden auf deutschem Boden geschlagen, bis zu der Völkerschlacht, welche denselben endlich — und hoffentlich für alle Zeiten! — von fremder Gewalt befreite.

Wenige Tage später stürzte der Thron in Kassel zusammen, und der Franzose, welcher deutschen Stämmen zum Könige aufgezwungen war, floh mit seinen Dienern und Creaturen. Durch Thüringen wälzten sich die Massen des geschlagenen französischen Heeres und verfolgten dasselbe die Sieger, gehemmt freilich durch mancherlei Einflüsse und darum leider nicht rasch und energisch genug, um den Feind vollständig zu zertrümmern und dadurch das Blut eines neuen Feldzuges zu ersparen. Im Herzen von Deutschland war die Schmach gerächt, die Befreiung des Vaterlandes errungen. Die Stadt, in welcher der Kaiser der Franzosen vor fünf Jahren der Welt durch den Fürstencongreß seine scheinbar für die Ewigkeit gegründete Macht gezeigt hatte, mußte nach einem kurzen Bombardement capituliren, die französische Besatzung zog sich auf die Cyriaksburg und den Petersberg zurück, wo sie sich noch bis zum nächsten Frühlinge hielt, als Paris bereits gefallen war.

Wie spät drang die Kunde der Schlacht bei Leipzig auch in die nächsten Gegenden! Nach Rudenthal, wo die beiden Frauen ohne männlichen Schutz im Vertrauen auf Gott und die treuen Menschen ihrer Umgebung verweilten, kam die Nachricht durch einen Kosakentrupp, der mit Jubel empfangen wurde. Der Führer, ein ehemaliger preußischer Officier, wie deren seit 1811 mehrere in russische Dienste gegangen waren,

brachte zugleich eine andere herzerfrischende Botschaft. Schon längst hatte Lodoiska wieder Nachrichten von ihrem Verlobten, sie wußte, daß er Spanien nach dem Ausbruch des russischen Krieges verlassen hatte, um über London nach Rußland zu gehen, dann hatte sie erst wieder im Frühlinge, als die Verbündeten nach Thüringen vordrangen, von ihm gehört: Riedleben stand jetzt in der preußischen Armee, er trug die Uniform, die auch ihr Vater getragen hatte, er bekämpfte denselben Feind, gegen den ihr Vater gefallen war. Seitdem war keine Kunde mehr eingegangen — jetzt aber brachte der Kosakenofficier Grüße von ihm: er war mit dem Blücher'schen Heere auf dem Siegeszuge nach dem Rhein.

Lodoiska dankte Gott aus inbrünstigem Herzen und harrte geduldig auf den Tag des Wiedersehens, der erst kam, nachdem der Winter und auch der folgende Frühling vergangen war. Um so größer die Seligkeit, die er brachte!

Frieden war nun in der Welt, und der Einzelne konnte wieder an sein eigenes Schicksal denken, sich ein Haus und ein Glück am eigenen Herde gründen. Riedleben verließ den Dienst nicht, Lodoiska war ein zu ächtes Soldatenkind, um das zu wünschen, sie folgte dem Gatten in seinen Standort nach Schlesien.

Rudenthal blieb unter guter Verwaltung ihr Eigenthum. Sie sah es zum ersten Male wieder und

blieb dort längere Zeit, als Riedleben in den neuen Krieg, den Napoleon's Rückkehr von Elba entzündete, nach dem Rhein ziehen mußte. Dann aber kam der lange Frieden für Preußen, und das glückliche Paar, gesegnet in jeder Hinsicht, brauchte sich nur auf kurze Zeit gelegentlich, wenn der Dienst den Gemahl auswärts in Anspruch nahm, zu trennen.

Der Tante hatte Lodoiska großmüthig das Testament, auf das sie vergebens gehofft hatte, ersetzt. Ihre Schenkung war nicht zurückgewiesen worden, und Frau von Breitung seufzte nur darüber, daß sie nicht wenigstens dreißig Jahre jünger war, um die Freuden des Lebens noch recht zu genießen. In Weimar, wo sie ihre Residenz aufschlug, lebten ihr so viele angenehme Erinnerungen wieder auf. Hier sah sie auch einmal Frau von Heidefeld in einer Gesellschaft; die junge Wittwe schien sich getröstet zu haben. „Ich dächte, Sie würfen keinen Stein auf den hübschen Iltis!" sagte Christel, als ihre Herrin darüber mißfällige Bemerkungen machte.

Herr von Odry war nach Frankreich zurückgekehrt, nachdem sein legitimer König wieder den Thron bestiegen hatte. Von Officieren der aufgelösten Armee hörte er dort die Trauerkunde, daß sein Vetter Armand Rochefort in der letzten Schlacht des spanischen Krieges, nun schon auf französischem Boden, bei Toulouse gefallen war. Friede mit ihm!

Inhalt
des erſten und zweiten Bandes.

		Seite
1. Capitel.	Ein Billet-doux	1
2. Capitel.	Die Gefahr	22
3. Capitel.	Auf's Land	44
4. Capitel.	Der Büchermann	66
5. Capitel.	„Halte-là! Qui vive? — „Ami de la France!“	88
6. Capitel.	Ein Ueberfall	111
7. Capitel.	Die unerwartete Wendung	131
8. Capitel.	In Ungewißheit	157
9. Capitel.	Irrlichter	180
10. Capitel.	Napoleon in Erfurt	202
11. Capitel.	Dunkle Zweifel	225
12. Capitel.	Die Verhaftung	247
13. Capitel.	Eine ſtärkere Macht	271
14. Capitel.	Der Spruch des Kaiſers	293
15. Capitel.	Die Sturmvögel	316
16. Capitel.	Glorreiche Erfüllung	341